

Deutsche Zeitung

== Wochen-Ausgabe ==

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.
Für Oesterr.-Ungarn, Frankreich u. Italien: M. Dukes-Nachf., Annonzen-Expedition, Wien I., Wollzeile 9.

Redaktion und Expedition:
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Abonnementspreis: Jährlich 12\$ 00. Ausland 20 Mk.
Einzelne Nummern 360 rs. Inserate nach Uebereinkunft.

Nr. 12

São Paulo, 15. September 1911

VII. Jahrg.

Handelsbericht aus Rio de Janeiro

vom 16. bis 31. August 1911.

Der Wechselkurs ist infolge lebhafter Bewegung auf dem Geldmarkte etwas gestiegen. In den ersten Tagen notierten die ausländischen Banken 16 1/16, Banco do Brasil 16 1/8. Die englischen Banken erhöhten dann ihre Notierung auf 16 1/8 und die übrigen ausländischen Banken auf 16 3/16. Banco do Brasil blieb auf 16 1/8, erhöhte jedoch in den letzten Tagen ebenfalls auf 16 3/16. Die Brasilianische Bank für Deutschland notierte sogar vorübergehend 16 5/16 d. Das Wechselgeschäft war an einigen Tagen äußerst lebhaft. Wechsel wurden zu 16 1/8 bis 16 7/32 notiert, andere Papiere zu 16 11/64 bis 16 9/32 d.

Die äußersten Kursnotierungen waren: London 16 1/16 bis 16 5/16 d., Hamburg 724 bis 734 Reis, Paris 588 bis 594 Reis, Italien 591 bis 599 Reis.

Auch der Kaffeemarkt war an einzelnen Tagen sehr belebt. Es wurden beträchtliche Geschäfte abgeschlossen, jedoch flaute das Geschäft in den letzten Tagen bedeutend ab. Die äußersten Notierungen für Marke 7 waren 10\$800 bis 11\$400 pro Arroba. Im Auslande waren die äußersten Preise folgende:

Newyork 13 1/8 bis 13 1/2 Cents pro Pfund, Hamburg 57,00 bis 58,50 Mark pro 50 Kilo, Havre 69,50 bis 73,00 Franken pro 50 Kilo, London 52 sh 6 d bis 55 sh pro 100 Pfund.

Es wurden verkauft vom 16. bis 31. August in Newyork 829.000 Sack, in Hamburg 726.000 Sack, in Havre 791.000 Sack, in London 182.500 Sack; zusammen 2.528.500 Sack.

Vom 1. bis 31. August in Newyork 1.690.000 Sack, in Hamburg 1.156.000 Sack, in Havre 785.000 Sack, in London 320.000 Sack; zusammen im ganzen Monat 3.951.000 Sack.

In Rio de Janeiro wurden 91.000 Sack verkauft, im ganzen Monat 168.000 Sack. Es trafen 136.110 Sack ein, 261.606 Sack im ganzen Monat, verladen wurden 138.276 Sack, im ganzen Monat 245.721 Sack. Der Stock betrug Ende August 226.325 Sack.

Der Import war in der letzten Hälfte August nicht sehr bedeutend, abgesehen von Alfafa, Carne Secca, Kartoffeln und Petroleum, von welchen Artikeln bedeutende Posten importiert wurden.

Bohnen trafen von Valparaiso 250 Sack ein, während von den Staaten 26.550 Sack geliefert wurden. Ausländische Bohnen kosteten 23 bis 25\$ pro Sack, schwarze Bohnen von Porto Alegre waren

nicht zu haben, Feijão Manteiga kostete 18\$500 bis 19\$500, weiße Bohnen 9\$500 bis 10\$00 pro Sack (60 Kilo).

Der Import von Reis betrug 3800 Sack, die Zufuhr vom Inlande 7704 Sack. Die Preise sind ziemlich gleich geblieben. Engl. Reis wurde zu 24 bis 24\$500 notiert, Arroz Agulha 1. Qualität zu 34 bis 34\$500, 2. Qualität zu 30 bis 32\$. Nationalreis 1. Qualität kostete 27 bis 29\$, 2. Qualität 23 bis 25\$ pro Sack.

Der Import von Kartoffeln war wieder bedeutend, 17.500 Kisten, ungefähr zu gleichen Teilen von Portugal und Frankreich. Aus den Staaten trafen 2299 Sack ein. Inländische Kartoffeln kosteten 160 bis 240 Reis pro Kilo, französische 18 bis 19\$, portugiesische 18\$500 bis 19\$ pro Kiste zu 60 Kilo.

Die Zufuhr von Mais betrug 28.369 Sack. Die Preise waren 7 bis 7\$400 für 1. Qualität, 6\$00 bis 6\$800 für 2. Qualität.

Der Import von Weizenmehl betrug 4146 Sack, größtenteils von Newyork, der von Weizen für die hiesigen Mühlen 39.153 Sack. Die Mehlpreise sind abermals gestiegen. Moinho Inglez notierte 21\$200 bis 24\$, Moinho Fluminense 21\$500 bis 23\$, Moinho S. Cruz 22\$200 bis 24\$200 für zwei Sack.

Die Zuckerpreise sind abermals und ziemlich bedeutend gestiegen. Die Ursache ist in dem geringen Vorrat in den Nordstaaten zu suchen, sowie auch in dem Umstande, daß die Zuckerpflanzungen in Europa infolge der lange anhaltenden Hitze und Trockenheit sehr gelitten haben. Man notierte für weißen Kristallzucker 330 bis 360 Reis, für gelben Kristallzucker 290 bis 300 Reis, für Mascavo und Maseavinho 200 bis 300 Reis pro Kilo. Weitere Preissteigerung ist zu erwarten. Die Zufuhr betrug 51.817 Sack, verladen wurden 62.921 Sack, der Stock Ende August 191.732 Sack.

Die Zufuhr von Branntwein betrug 485 Pipas. Die Preise haben keine Veränderung erfahren. Branntwein von Paraty kostete 155 bis 160\$, solcher von Campos oder vom Norden 140 bis 145\$ pro Pipa.

Die Preise von Spiritus dagegen sind trotz bedeutender Zufuhr abermals gestiegen. 40 gradiger Spiritus kostete 265 bis 270\$, 38 gradiger 235 bis 240\$, 36 gradiger 215 bis 220\$ pro 480 Liter. Die Zufuhr betrug 651 Volumen. Die Preise scheinen noch weiter anziehen zu wollen.

Es wurden 250 Faß Schmalz von Newyork importiert, während aus den Staaten 8238 Volumen eintrafen. Amerikanisches Schmalz notierte 800 bis 840 Reis pro Pfund. Minasschmalz 1\$ bis 1\$080.

Schmalz von Porto Alegre 1\$140 bis 1\$200, von Itajahy 1\$120 bis 1\$180 pro Kilo.

Der Import von Butter betrug 190 Kisten, die Zufuhr aus den Staaten 8606 Volumen. Die Preise blieben unverändert, 2\$800 bis 3\$200 für Minas-Butter, 1\$800 bis 2\$100 für solche vom Süden. Die bekannten französischen Marken kosteten 2\$400 bis 2\$500 pro Kilo, je nach Qualität.

Der Import von Carne Secca betrug 14.651 Ballen, die Zufuhr vom Süden 7512 Ballen. Die Preise waren 740 bis 840 Reis für Xarque von Rio Grande do Sul, 760 bis 960 Reis für solches vom La Plata.

Es wurden 13.231 Ballen Alfafa importiert, während vom Inlande nur 1984 Ballen geliefert wurden. Die Preise des letzteren waren 220 bis 230 Reis, des ersteren 180 bis 200 Reis pro Kilo.

Der Import von Zement betrug 18.826 Tonnen, wovon allein 13.500 von Deutschland. Die Preise waren 10 bis 12\$500 pro Tonne.

Der Baumwollmarkt war still. Die durch die Beendigung der Arbeiterbewegung in England erhoffte Preissteigerung ist nicht eingetreten, da die amerikanische Ernte außerordentlich gut und vom besten Wetter begünstigt ist. Die Preise der neuen Ware sind infolgedessen in Liverpool billiger, als die der alten. Auch die brasilianische Ernte ist durch einen rechtzeitig eingetretenen Regen sehr begünstigt worden, jedoch ist sie aus demselben Grunde etwas hinausgeschoben worden.

Die Zufuhr belief sich auf 5582 Ballen, verladen wurden 10.916 Ballen, der Stock belief sich Ende August auf 11.915 Ballen. Die Notierungen waren folgende: Pernambuco 10\$200 bis 11\$200, Rio Grande do Norte 10\$ bis 10\$800, Ceara 10\$200 bis 11\$, Parahyba 10\$ bis 10\$500.

Es trafen 12.390 Ballen Tabak ein, größtenteils vom Süden. Die Preise sind unverändert geblieben, 700 Reis bis 2\$100, je nach Qualität. Die Zufuhr von Zigarren betrug 133 Volumen.

Der Import von Petroleum betrug 25.800 Kisten. Die Preise waren 6\$800 bis 7\$ pro Kiste.

Die Schifffahrtsbewegung war folgende. Es liefen in Rio de Janeiro ein:

Brasilianer 33 Dampfer mit 25.313 Tonnen, Deutsche 11 Dampfer mit 38.931 T., Engländer 25 D. mit 73.696 T., Franzosen 7 D. mit 22.081 T., Italiener 6 D. mit 18.730 T., Holländer 2 D. mit 8123 T., Oesterreicher 3 D. mit 8777 T., verschiedene Nationen 5 D. mit 9177 T.; zusammen 92 Dampfer mit 204.828 Tonnen.

Es liefen aus:

Brasilianer 35 Dampfer mit 26.022 Tonnen, Deutsche 10 D. mit 36.198 T., Engländer 22 D. mit 72.083 T., Franzosen 7 D. mit 25.548 T., Italiener 4 D. mit 10.776 T., Holländer 1 D. mit 4608 T., Oesterreicher 3 D. mit 8777 T., verschiedene Nationen 3 D. mit 5633 T.; zusammen 85 Dampfer mit 189.645 Tonnen.

Im ganzen Monat liefen ein:

Brasilianer 67 Dampfer mit 48.327 Tonnen, Deutsche 22 D. mit 80.178 T., Engländer 51 D. mit 157.375 T., Franzosen 11 D. mit 33.174 T., Italiener 15 D. mit 46.740 T., Holländer 4 D. mit 17.269 T., Oesterreicher 4 D. mit 12.691 T., verschiedene Nationen 8 D. mit 15.580 T.; zusammen 182 Dampfer mit 411.334 Tonnen.

Im ganzen Monat liefen aus:

Brasilianer 65 Dampfer mit 47.341 Tonnen, Deutsche 20 D. mit 70.291 T., Engländer 44 D. mit 143.869 T., Franzosen 11 D. mit 36.457 T., Italiener 11 D. mit 34.622 T., Holländer 3 D. mit 13.819 T., Oesterreicher 6 D. mit 17.105 T., verschiedene Nationen 5 D. mit 9242 T.; zusammen 165 Dampfer mit 372.752 Tonnen.

Randbemerkungen.

Wir leben hier in einem richtigen Reformationszeitalter. Es werden nicht die Kirchen und Klöster oder Sitten und Gebräuche reformiert, wie in der großen geschichtlichen Periode, der die Reformationsbestrebungen den Namen gaben, um desto mehr wendet sich der reformatorische Eifer den Staatsämtern zu. Was gestern noch blitzblank aus dem Nichts entstand und als eine großartige Schöpfung hinlänglich mit Sekt begossen wurde, das ist heute schon wieder alt und reformationsbedürftig und morgen ist die „Reform“ auch schon dekretiert. Wir brauchen nur an die Reformen der Zentralbahn und der Post zu erinnern, um zu zeigen, daß die Reformationswut eine große ist, und wenn wir alle die Reformen der letzten Zeit Revue passieren lassen — das ist jedoch unmöglich, da wir keine Lexikonsbände ausgeben können —, dann würde man erstauern über den Umfang und die Zahl der Reformen. Was aber bei all den Reformen das auffälligste ist, das ist die Schablone, nach der sie gezmimert sind. Eine Reform soll immer eine Verbesserung sein, sagt ein altes Wort — sonst könne man sie bleiben lassen —, unsere Reformatoren scheinen aber von einem anderen Gedanken geleitet zu sein. Sie wollen nicht die Verbesserung, sondern nur die Veränderung, und bei allem ist das Leitmotiv die — Gehalterhöhung oder die Vermehrung des Personals, also eine Mehrbelastung des Budgets. Reformen anderer Art sind nicht vorgenommen worden, obwohl man sie schon längst und sehr bestimmt versprochen hat. So war z. B. eine Reform des Zolltarifs in Aussicht gestellt. Wie dringend eine solche ist, weiß ein jeder, der schon einmal mit der Alfandega etwas zu tun gehabt hat, aber sie ist bis heute unterblieben und sie wird auch ferner unterbleiben, denn sie läßt sich nicht nach der gebräuchlichen Schablone ausführen und eine andere haben unsere Reformatoren nicht. Ferner hat man eine Reform der Verkehrsmittel resp. eine solche der Frachttarife versprochen. Ausgeführt oder auch nur in Angriff genommen ist sie aber nicht, obwohl man sowohl um die Eisenbahnen und um den Lloyd herumreformiert hat. Wozu man die alte Schablone verwenden konnte, das wurde „reformiert“ — das Personal wurde vermehrt und die Gehälter aufgebessert —, alles andere blieb hübsch beim Alten. Nach der Gründung der „konservativen republikanischen Partei“ hieß es, daß diese Gründung eine tiefeinschneidende Reform der Politik und des ganzen Staatsapparates bedeute. Aber woher! Man hatte wieder eine alte Schablone genommen — die Schablone des früheren „Blocks“ — und von einer Verbesserung war wieder einmal nichts zu merken. Eine Veränderung hatte stattgefunden, gewiß. Die Machtverhältnisse waren verändert, mancher, der zu Zeiten des „Blocks“ viel bedeutete, war jetzt beiseite gesetzt, und mancher andere, der damals nichts zu sagen hatte, erhielt jetzt Sitz und Stimme, aber doch war wieder alles wesentlich dasselbe geblieben, wenn nicht gar verschlechtert worden.

Was die neue große Partei parlamentarisch geleistet hat und leisten kann, das zeigt uns am besten der Umstand, daß die Sitzungsperiode zu Ende ging, ohne daß auch nur ein einziges Gesetz durchberaten worden wäre. Als Marschall Hermes die Gründung der Partei anregte, da ging er von dem Gesichtspunkte aus, daß die Durchpeitschung der Budgets, wie sie bisher Mode gewesen, den finanziellen Mißbräuchen Tür und Tor öffne. Die Deputierten seien nicht instande, die Budgets der Ministerien und die Gutachten der Finanzkommission zu studieren und

deshalb bewilligten sie manchmal nicht nur kritikal, sondern direkt ohne alle Kenntnis des Gegenstandes, alles, was man von ihnen verlange. Die Partei sollte dafür sorgen, daß die parlamentarischen Arbeiten ihren richtigen Weg gehen, daß das Haus immer beschlußfähig ist und daß daher die Kommissionen und nachher das Plenum mit der nötigen Ruhe und Sammlung sich der wichtigsten Aufgabe, der Oekonomie, widmen. Wie die Partei diese ihr vorgezeichnete Bahn verfolgt hat, das haben wir ja nun bereits erlebt, wie wichtig aber die Durchberatung der Budgets resp. die Kenntnis der einzelnen Posten ist, zeigt der von uns schon einmal erwähnte Fall der Firma Wigg-Trajano.

Dieser Firma wurde, wie bereits gemeldet, für jede des in ihren Hochöfen produzierten Eisens eine Prämie von 25 Milreis ausgesetzt. Die Herren Wigg und Trajano wollen jährlich 150.000 Tonnen produzieren und mithin erreicht die Prämie die Gesamthöhe von 3750 Contos in einem Jahr. Außerdem erhalten sie auf der Zentralbahn Frachtermäßigung für ihr Erzeugnis, wodurch wieder dieser Bahn, eigentlich dem Lande eine kolossale Summe entzogen wird, so daß die Firma Brasilien mit jährlich fünf oder gar sechs Millionen zur Last fällt. Wie kam es aber, daß der Nationalkongreß, der die Konzession der Herren Wigg und Trajano gutzuheißen hatte, einer solchen Ungeheuerlichkeit seine Zustimmung geben konnte? Die Erklärung ist ganz einfach — der Kongreß wußte nicht, worüber er abstimmte; die Herren Deputierten sagten ihr Ja und Amen, ohne zu wissen, worum es sich handelte. Am 9. Dezember 1910 ging dem Kongreß folgende Regierungsvorlage zu: „Die Regierung wird autorisiert, die Konstruktion des Werks, von dem die Klausel X des Dekretes Nr. 8414 vom 7. Dezember 1910 spricht, zu veranlassen und den Konzessionären pekuniäre Prämien auszusetzen sowie ihnen den Jahreskonsum zu garantieren und andere Vergünstigungen zuteil werden zu lassen, welche aber kein Privileg oder Monopol in sich schließen. Der Union bleibt die Hälfte des Reinverdienstes der Gesellschaft gesichert, sobald dieser 12 Prozent per Jahr übersteigt, und das so fort, bis die Union die gezahlten Prämien zurückerhält.“ Der letzte Satzteil ist ziemlich unklar, aber noch unklarer ist die Bewilligung der Konzession, denn das Dekret Nr. 8414 vom 7. Dezember 1910, auf das sich der Antrag der Regierung bezieht, wurde erst am 30. Dezember publiziert, und deshalb konnten die Deputierten bei der Abstimmung, die am 18. Dezember, also 12 Tage vor der Bekanntgabe, stattfand, seinen Inhalt gar nicht kennen. Sie stimmten einfach ab, hießen etwas gut, wovon sie keine Ahnung hatten, erteilten eine Erlaubnis und wußten gar nicht, an wen, warum und wofür! Wenn das nicht ein Skandal ist, dann gibt es auch keinen mehr.

Aber mit der genannten Prämierung und Frachtbegünstigung war noch nicht alles. Die Regierung garantierte doch auch den Jahreskonsum und das auf folgende Weise: die Regierung verpflichtet sich, daß ein Drittel des Schienenbedarfes für alle Eisenbahnen, die sie selbst baut oder Dritten konzessioniert, während fünfzehn Jahren von der Firma Wigg-Trajano zu beziehen oder beziehen zu lassen. Der Preis, den die Regierung zahlen wird, wird dem Marktpreise des ausländischen Produktes entsprechen, zuzüglich der Frachten, der Zölle und anderen Auslagen, die sich an die Einfuhr knüpfen. Also die Regierung verpflichtet sich, von einer hiesigen Firma Eisen zu kaufen und ihr außer dem Preise des Artikels auch die Zölle etc. zu zahlen, obwohl diese Firma schon sowieso einen permanenten Zuschuß von 25\$ per produzierte Tonne ausgezahlt erhält! Mehr kann man doch nicht verlangen!

Wenn die Regierung vom Auslande Schienen bezieht, dann zahlt sie keinen Zoll. Das ist auch selbstverständlich, denn wozu soll das Finanzministerium das einnehmen, was das Verkehrsministerium ausgibt, da sie doch nur Abteilungen eines einzigen Ganzen sind — des Staatshaushaltes nämlich, wenn nun aber die Regierung dasselbe Material von Wigg-Trajano bezieht, da zahlt sie neben der Fracht auch noch die Zölle, die diesmal nicht der Alfandega und durch sie dem Finanzministerium und dem Staatshaushalt, sondern eben dieser privilegierten Firma zufließen. Das ist schon mehr als Skandal, das ist schon Verbrechen, denn es ist ein Raub ausgeführt an der Staatskasse oder besser gesagt: an dem Stenersäckel: des Volkes zugunsten einer einzigen Firma.

Das soll eine Protektion der Industrie sein! Sind aber die Herren Carlos Wigg und Trajano e Medeiros schon die Industrie? Was ihnen zugesprochen wird, das wird doch anderen entzogen, und wenn sie durch eine solche Vergünstigung jede Konkurrenz aus dem Felde schlagen, da haben sie ein Monopol, mag dieses Wort nun in dem Vertrag vorkommen oder nicht, und Monopole sind nicht Vergünstigungen der Industrie, sondern die Vergünstigung einzelner auf Kosten der Mehrheit. Bevor Wigg-Trajano ihre Konzession erhielten, hatte die Firma Bracuhy Falls mit dem Sitz in London um die Erlaubnis ersucht, Eisenerzlager auszubeuten. Sie verlangte nicht mehr und nicht weniger, als man bei ehrlichen Konzessionen zu verlangen pflegt; die Firma konstituierte sich ohne jede Mithilfe der Regierung und sie beanspruchte weder Garantie des Konsums noch einen Zuschlag per Tonne, sondern lediglich die üblichen Sicherheiten. Wigg-Trajano erklären nun in dem „Correio da Noite“ nun jeden, der ihren Raubzug eben einen solchen nennt, für einen „Vertilger der ausländischen Syndikate“. Die „Gazeta de Noticias“ hat dagegen ganz recht, wenn sie sagt, daß die Anlage ausländischer Kapitalien in Brasilien, wenn mit ihnen ehrlich operiert wird, nur zu begrüßen sei. Wen kümmert das, daß das Geld aus dem Auslande kommt, wenn es uns nur nicht die Kehle zuschnürt, und was nützt uns die Konationalität des Kapitals, wenn es auf einen Raub ausgeht! Dabei ist die Firma Bracuhy Falls nicht rein ausländisch, denn bei ihr sind beteiligt die Brasilianer Luiz Rocha Miranda mit 500.000 Franken, A. C. Fontes mit 500.000 Franken, Alberto Faria mit 300.000, Castro Maya mit 300.000, Luiz Betim mit 300.000 und Pedro Betim mit 200.000 Franken. Diese Firma soll jetzt ruiniert werden, um Wigg-Trajano zu Milliardären zu machen! Wenn das moralisch ist, dann wollen wir nicht moralisch sein.

Wenn die Moralisierung der Republik nicht ein leeres Wort wäre und die zahllosen Parlaments-Reformen einen ehrlichen Zweck hätten, da würde es jetzt, wo die Schiebung mit der Firma Wigg-Trajano durch die Presse allen bekanntgemacht worden ist, im Parlament heißen: so geht es nicht, die Konzession muß annulliert werden, aber wir merken nichts davon und wir zweifeln sehr stark, daß eine solche Opposition vonseiten des Parlaments einsetzen wird. Aber nicht nur das Parlament, sondern auch der Bundespräsident ist dazu da, dieser schreienden Ungerechtigkeit ein Ende zu machen. An ihn ist schon der Appell gerichtet worden und es bleibt abzuwarten, ob er ihn anhören wird. Davon hängt aber nicht nur für das Land, sondern auch für ihn viel ab.

Wie man in England über den deutschen Kaufmann urteilt.

„Deutschland ist nicht mehr das Land der Denker und Dichter, sondern es ist ein Volk des Handels und der Schlachtschiffe.“ Es sind nicht mehr Leute wie Goethe, Schiller, Schopenhauer, Nietzsche oder andere leuchtende Vertreter deutschen Denkens und deutscher Kultur, die heute das bedeuten, was die Welt Deutschland nennt. Es sind Leute wie Ballin, dessen palastartige Ozeanriesen überall die deutsche Flagge zeigen, wie Krupp, der die Heere und Flotten fast der ganzen Welt mit Kanonen und Panzern versorgt; wie Gwinner, der den Eroberungsfeldzug des deutschen Kapitals über beide Erdhälften leitet; wie Borsig, dessen Lokomotiven die ersten Eisenbahnzüge durch die Ebenen Abessinians und durch die Täler der Anden zogen; wie Siemens, dessen Handelsmarke auf seinen elektrischen Apparaten jeder Art die Wüsten Afrikas und die Dschungel Indiens erobert hat. Das sind die Männer, die das moderne Deutschland so mächtig machten. Sie errichteten das heutige Deutschland.

Die Welt ist geneigt, Deutschland als ein Volk in Waffen anzusehen. Es ist wahr, daß es eine enorme Menge von Streitkräften zu Lande und — neuerdings — auch zur See aufstellen kann. Wenn man aber einen Deutschen fragt, warum er so willig die ungeheuren Lasten der Flotten- und Militärvorlagen trage — ungefähr 120 Millionen jährlich —, so wird er sagen: Aus Geschäftsgründen. Er meint damit, daß die Tausende von Bajonetten und die ungeheuren teuren „Dreadnoughts“ in erster Linie da wären, Deutschlands Geschäftsschlachten zu schlagen, d. h. den Handel und die Märkte, die es zu Hause und im Ausland hat, zu schützen, und, wenn die Gelegenheit sich bietet, neue Eroberungen zu machen. Deutschland steht auf demselben Standpunkt wie ein englischer Staatsmann, der sagte, daß die Zukunftskriege Handelskriege sein würden. Die ganze deutsche Rüstungspolitik stützt sich auf diese Grundlage. Mit einer Bevölkerung von 62 Millionen, die jährlich um etwa 900.000 steigt, ist das Problem der Arbeitsverteilung, der Absatzgebiete für Deutschland eine Lebensfrage geworden. Es ist statistisch festgestellt, daß wenigstens ein Drittel aller Einwohner Deutschlands direkt vom Handel mit dem Auslande abhängig sind. Deshalb kämpft Deutschland so heftig, ohne die Kosten zu scheuen, für eine starke Flotte, deshalb trifft man überall dort, wo in der Welt ge- und verkauft wird, den eifrigen Deutschen mit dem Orderbuch in der Hand. Deshalb schafft die deutsche Diplomatie von Zeit zu Zeit kleine Verwicklungen, die einen Krieg möglich machen (!), gestern in Venezuela, heute in Marokko, morgen vielleicht auf dem Balkan, nächste Woche in China oder am persischen Golf. Deutschlands „Weltpolitik“ ist „Geschäftspolitik“ („business politics“). Da Deutschland aufgehört hat, hauptsächlich ein Volk der Dichter und Denker zu sein, so hat seine Bevölkerung auch den Charakter einer nur ackerbauenden Nation verloren. Aus einem einst großen Agrarstaat wurde ein Industriestaat. Noch vor einem Menschenalter, bis nach dem letzten großen Krieg mit Frankreich, lebte mehr als die Hälfte der Bevölkerung auf und von dem Lande. Heute beschäftigen sich nur noch 28 Prozent mit der Landwirtschaft. Bauernhöfe sind Fabrikhöfe geworden. Dutzende von großen Städten, Zentren einer sich entwickelnden Industrie, sind dort aus der Erde gewachsen, wo man nur Landwirtschaft trieb. Das Rheintal, berühmt durch Sang und Legende, starrt von Fabriken und Schornstei-

nen. Der eingeborene Adel und die Vertreter der militärischen Kaste, einst die einzigen Schützer deutschen Wesens, haben ihre Macht mit dem erstarkten Geschlecht von Kaufleuten, Ingenieuren und Handwerkern teilen müssen, ja mehr noch, sie müssen sehen, wie diese die herrschende Macht in Deutschland werden.

Wie Waterloo auf den Sportplätzen Etons (einer der größten englischen Schulen), so wurden Deutschlands Siege auf dem Gebiete von Handel und Industrie in den Klassenzimmern der Schulen und den Hörsälen der Universitäten vorbereitet. Dort hat der zukünftige Industriekapitän („Captain of Industry“) die Zucht und Gründlichkeit erworben, mit welcher er später arbeiten und erobern soll.

Jene Engländer, die, aus einer genauen Kenntnis Deutschlands heraus, die deutsche Erziehung als die wirkliche deutsche Gefahr betrachten, sind nicht weit von der Wahrheit entfernt, denn es ist klar, daß die Nation, die den niedrigsten Prozentsatz an Analphabeten hat, den besten Geschäftsmann erzieht. Ein deutscher Schuljunge ist vielleicht derjenige, der von allen Schülern der Erde am meisten arbeitet. Er tritt in den internationalen Wettbewerb geistig zweifellos am besten ausgerüstet ein. Im Anfang seiner Laufbahn liegt, wenn er gesund und stark ist, zwei Jahre Militärdienst. Er hat gelernt, zu gehorchen, d. h. er hat gesehen, wie befohlen wird. Fügt man zu dieser Ausrüstung Beharrlichkeit, Unternehmungsgeist und Ehrgeiz — diese den Germanen eingeborenen Eigenschaften —, so hat man die Lösung des Geheimnisses von Deutschlands erstaunlichen Triumphen über Nationen, welche Veteranen auf diesen Gebieten waren, lange bevor Deutschland ihnen seine Aufmerksamkeit zuwandte.

Nächst der Erziehung ist unzweifelhaft der Fleiß des deutschen Geschäftsmannes für seine Siege und Erfolge verantwortlich zu machen. Er besitzt einen wahren Arbeitshunger. Er übertrifft darin den Amerikaner. Er steht jeden Morgen gegen halb 7 Uhr auf, nimmt um 7 Uhr ein einfaches Frühstück — Kaffee und Butterbrot —, um halb 8 Uhr ist er auf dem Wege zum Bureau oder zur Fabrik und zwischen 8 und halb 9 Uhr steckt er schon tief in seinem Tagewerk. Er hält es für gut, vor oder mit seinem Personal anzukommen und sich darüber zu orientieren, ob alles in der richtigen Verfassung den neuen Arbeitstag beginnt. Bevor er sein Heim verläßt, kann man sehen, wie er ein kleines Paket, das ihm meistens seine Frau zurecht macht, in seine Rocktasche versenkt. Etwa zwischen 10 und 11 Uhr taucht dieses Paket wieder auf, und man kann dann Herrn Lehmann — sei er nun Bankier, Großkaufmann oder einfacher Ladenbesitzer — sehen, wie er sich den Freuden des zweiten Frühstücks, bestehend aus Fleisch- oder Käse-Butterbrot, hingibt. Er ißt es in seinem Bureau, wenn er kann, aber auch in der Droschke, in der Tram- bahn oder der Untergrundbahn (?), wenn es nötig ist. Er ist sicher, viele ähnlich beschäftigte Leute zu finden. Um 1 Uhr geht er zum Mittagessen, nicht zu einer kleinen hastigen Mahlzeit in ein Restaurant, sondern zu der wichtigsten Mahlzeit des Tages an seinen eigenen Tisch, zu seiner Familie. Ueber 75 Prozent aller deutschen Geschäftsleute gehen zum Mittagessen nach Hause.

Das durchschnittliche Mittagessen besteht aus Suppe, einem Fleischgericht und Kartoffeln, dem unvermeidlichen Kompott, einem süßen Pudding und einer halben Flasche Wein oder Bier, einfach, aber kräftig. Nach dem Essen spielt er eine Viertelstunde mit seinen Kindern — gewöhnlich hat er welche — und widmet sich dann mit Hingebung seinem Nachmittagschlafchen. Nachher trinkt er mit sei-

ner Frau eine Tasse Kaffee und plaudert bei einer Zigarre ein wenig mit ihr. Gegen 3 Uhr ist er gewöhnlich wieder im Geschäft.

Niemals vor 7 Uhr, gewöhnlich um halb 8 oder 8 Uhr, hat er sein Tagewerk beendet. Man findet sogar viele, die selten vor 9 Uhr abschließen. Das bedeutet, daß der deutsche Geschäftsmann sich nichts daraus macht, 8 bis 11 Stunden täglich zu arbeiten. Er ist fast immer geneigt, länger als seine Angestellten zu arbeiten. Gegen 8 oder 9 Uhr sitzt er bei seinem Abendbrot, nach dem er manchmal noch arbeitet.

Die deutschen Geschäftsleute haben wenig Neigung und noch weniger Zeit zu Vergnügungen. Wenn sie ins Theater oder Konzert gehen, so tun sie es nur, um ihren Frauen einen Gefallen zu erweisen. Man frage einen deutschen Kaufmann, ob er die englischen „Week-ends“ (Wochen-Ende) eingeführt wissen wolle. Er wird einen verständnislos und mitleidig ansehen. (?) Wenn seine Familie in Heringsdorf oder Norderney ist, wird er gelegentlich mit dem „Strohvitwer-Express“ Samstags an die See fahren. Montags ist er aber gewöhnlich wieder auf seinem Posten.

Deutschland ist während der letzten 25 Jahre reich und prachtliebend geworden, und die Neigung und Sucht nach Vergnügungen und Feiertagen macht sich immer breiter, aber es gibt wenige, die aus Nichtstun sich einen Beruf gemacht haben, wie das in England der Fall ist.

Es ist die deutsche Arbeitsfreudigkeit, die Gründlichkeit und wissenschaftliche Durchbildung, die den deutschen Kaufmann zu einem drohenden Rivalen für die Vertreter anderer Staaten macht.

Kein Kapitel über den deutschen Kaufmann würde vollständig sein, wollte man nicht die Dankeschuld, die der deutsche Kaufmann England schuldet, erwähnen. Tausende von Vertretern der Industrie und der Banken haben ihre Schulung jenseits des Kanals erworben. Es ist noch immer der Ehrgeiz jedes jungen Deutschen, der die Absicht hat, Kaufmann zu werden, ein oder zwei Jahre in England zu leben, nicht nur, um die Sprache zu erlernen, sondern auch, um sich mit englischen Geschäftsbräuchen bekannt zu machen, die für die Deutschen noch immer müstergültig sind. (?) Deshalb auch sind die Kontore, Banken und Warenhäuser in London und Liverpool voll junger Deutscher, die nach England kommen und gerne ohne Bezahlung arbeiten, nur um die englische Sprache und Geschäftspraxis zu erlernen. Kommen sie dann ins Vaterland zurück — viele bleiben auch in England —, so setzen sie ihren Ehrgeiz darin, ihr eigenes Geschäft, soweit es geht, genau nach englischem Vorbild zu führen. (?) Kein moderner deutscher Kaufmann fühlt sich auf der Höhe, besonders wenn er mit dem Ausland arbeitet, wenn er nicht eingehende englische Kenntnisse der englischen Sprache besitzt. Englisch wird daher in den deutschen Schulen gelehrt, und jedes Kind lernt beinahe etwas Englisch sprechen. Der deutsche Kauf- und Geschäftsmann könnte heute, wenn es nötig wäre, seine ganze geschäftliche Korrespondenz in der Sprache Shakespeares führen. (?) Er wird nicht nur Englisch können, sondern auch Französisch, Russisch, Spanisch und Italienisch, wenn seine geschäftlichen Verbindungen es erfordern.

Mit seiner Erhebung zu einem Weltfaktor ist natürlich auch das Ansehen des deutschen Kaufmanns zu Hause gestiegen. Der Kaiser, den man Deutschlands besten Geschäftsreisenden (Germany's best commercial traveller) genannt hat, zögert nicht, bei Gelegenheiten den Wert der Industrie und ihrer Vertreter anzuerkennen und sie auszuzeichnen, zum Entsetzen der agrarischen und militärischen Aristokratie, die den Kaufmann immer noch als einen Menschen zweiter Güte ansehen. Viele Träger alter Namen verheiraten ihre Söhne mit Töchtern bürgerlicher Familien, deren mangelnde Ahnen durch den Ueberfluß an Geld ersetzt werden. Der Erfolg ist der, daß die soziale Stellung des Kaufmanns eine bedeutend bessere geworden ist. Bezeichnend für die veränderte Sachlage war des Kaisers Handlungsweise, als er einen Prinzen königlichen Glühes vom Posten eines Staatssekretärs für die Kolonien enthob und an seine Stelle einen Bürgerlichen aus der Reihe der führenden Geschäftsmänner — Bernhard Dernburg — setzte, der vom Standpunkt der Aristokratie überhaupt keine Aussicht auf eine Staatsstellung haben konnte, da er von jüdischer Herkunft war.

Der deutsche Kaufmann hat seine hohe Stellung in der Achtung der übrigen Völker verdient. Er ist gut vorgebildet, er ist fleißig; er ist unternehmend. Er kämpft mit eiserner Entschlossenheit und starker Zähigkeit um einen hervorragenden Platz auf dem Felde, das er sich als sein Wirkungsgebiet auszersehen hat — den Märkten der ganzen Welt. Der einzige Weg, auf dem man Deutschlands Entwicklung aufhalten bzw. sie erreichen kann, ist der, daß man die Waffen anwendet, mit denen es so ungeheure Erfolge erringt. Mit Zöllen allein erreicht man gar nichts. Gute Schulbildung, technische Kenntnisse, militärische Erziehung, Sparsamkeit, Ausdauer, Ehrgeiz und Fleiß sind die Waffen, mit denen man heute um die Weltherrschaft kämpfen muß.

(Ans „Der Handelsstand“.)

Der Kaffee.

Santos, Anfang September 1911.

Der Kaffeeemarkt war im August sehr bewegt. Die Konsumenten kamen endlich zu dem Schluß, daß sie keinen Kaffee bekommen, wenn sie nicht den Preis anlegen, der dem jeweiligen Werte entspricht. Es gibt keine unsichtbaren Vorräte, der Konsum lebt von der Hand in den Mund, indem er seit mehr als einem Jahre nur gerade das kauft, was er unbedingt braucht. Er hat eben niemals geglaubt, daß ein junges Land wie Brasilien den großen überseeischen Handelszentren Widerstand leisten könne. Der Platz, der heute den Kaffeeemarkt beherrscht, ist Santos und wird es bleiben, solange der Staat S. Paulo der größte Kaffeeproduzent der Welt ist, sofern dieser Staat sich der „uneigennützig“ Vormundschaft der fremden Börsen zu entziehen weiß.

Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, daß die Hanse sich durchgesetzt hat, obwohl fast sämtliche Kaffeekommissionäre und Pflanzler bis Ende August Baissiers waren. Nur wenige Interessenten im Inlande waren Haussiers! Was war der Grund des Umschwunges? Man hatte auf Lieferung verkannt, aber das unbeständige Wetter, der anhaltende Regen, die trüben Tage machten im Juli und August die Lieferungen unmöglich, die deshalb auf September verschoben wurden. Die Baisse wurde foreiert, aber der Kaffee-„Hunger“, der in der ganzen Welt herrscht, und die geringen Verschiffungen ließen den Preis dennoch in die Höhe gehen. Noch hielt die Aussicht auf eine bedeutende Blüte den Markt zurück, aber schon überzeugten sich die nüchtern Denkenden, daß die Kaffeebäume während des ganzen Winters vegetierten, daß die Blüte sehr verspätet ist und daß sie klein sein wird. Je mehr die Blüte sich verspätete, desto fester wurde der Markt, da er die Ernte für 1913–14 geschädigt sah.

Die Lage des Kaffees ist nun bestimmt. In Havre

wird der Preis für 50 Kilo good average 70 Franken sein, und es wird nicht wunder nehmen, wenn er auf 80 oder 100 Franken steigt. Der Konsum hat sich den mittleren Qualitäten zugewandt, was ein großer Vorteil ist, da das Ausland nunmehr lernen wird, Kaffee mit dem Munde anstatt mit den Augen zu trinken. Die feinen Qualitäten werden sehr geschätzt werden, denn Typ 4, der in den anderen Jahren als gewöhnlich galt, wird in diesem Jahre als ziemlich feudal angesehen werden.

Die Spekulation an den Börsen war maßlos, das Spiel wurde ebenso zum Sport wie das Bichospiel. Es gibt „Tips“ für Hausse und Baisse, Regen und Sonne, wie es beim „Bicho“ solche für Strauß und Katze, Pfau und Kamel gibt. Der Markt trat in den Juli mit einem Vorrat von 605.284 Sack ein, von denen sich über 100.000 nicht für den Konsum eigneten, am 31. Juli betrug er 777.643 und am 31. August 1.209.542 Sack, davon 400.000 für den Konsum ungeeignet, 400.000 in fester Hand, d. h. in der Hand von Haussiers, die nur zu guten Preisen verkaufen werden. Der Rest dient der Befriedigung des dringendsten Bedarfs.

Was wird die Folge sein? Die Eingänge zeigen aus verschiedenen Gründen keine Tendenz, zu steigen. Erstens ist der Pflanzler zu den Haussiers übergegangen. Da ihn die vorige Ernte finanziell unabhängig gemacht hat, so remittiert und verkauft er langsam. Der Spekulant im Innern kann große Mengen nicht an sich bringen, da die Diskontierung von Wechseln Schwierigkeiten macht. Die Bankiers sind überaus vorsichtig und nehmen sich mit diesen beiden Elementen, die eine Krisis herbeiführen könnten, sehr in acht. Die Blüte ist spät und klein, der unsichtbare Vorrat erschöpft, der sichtbare Vorrat zurückgegangen. Der Konsum wird angesichts der hohen Preise zwar nicht steigen, aber er wird auch nicht unter 18 Millionen Sack sinken.

Das ist die Lage; ein Grund ernster Sorge für die Baissiers und froher Zuversicht für die Pflanzler und für die Paulistaner Regierung, die aus der Valorisation selber „valorisiert“ hervorgehen wird. Die Paulistaner können ihrem guten Glück danken, das ihnen die aufeinanderfolgenden kleinen Ernten bescherte. Die Ernte von 1911—12 wird nicht mehr als 10 Millionen Sack betragen, inoffizielles Regens und der Kleinheit der Bohnen. Es ist daher wahrscheinlich, daß der Kaffee wieder zum „König Kaffee“ und S. Paulo zu einem Lande riesigen Reichtums wird.

Feiertage.

Wie schon früher erwähnt, hat Papst Pius X. durch ein Schreiben vom 2. Juli d. J. für alle Katholiken des ganzen Erdkreises die Zahl der zu beobachtenden Feiertage auf acht beschränkt:

1. Neujahr, 1. Januar.
2. Dreikönige oder Epiphanie, 6. Januar.
3. Christi-Himmelfahrt.
4. Peter und Paul, 29. Juni.
5. Maria-Himmelfahrt, 15. August.
6. Allerheiligen, 1. November.
7. Maria-Empfängnis, 8. Dezember.
8. Weihnachten, 25. Dezember.

Als Gründe dieser Einschränkung werden angeführt:

1. Die möglichste Gleichförmigkeit der kirchlichen Festfeier in der ganzen Welt, da durch die bisher obwaltende Verschiedenheit bei der immer mehr zunehmenden Freizügigkeit der Bevölkerung mancherlei Ungelegenheiten erwachsen.

2. Die Rücksicht auf die anwachsende Industrie,

welche die Feiertage als unliebsame Unterbrechung der Massen-Arbeit empfindet.

3. Die prekäre Lage so vieler Arbeiter, welche auf den Tageserwerb für sich und ihre Familie angewiesen sind.

Es wird zwar den einzelnen Bischöfen, sowie auch den Regierungen freigestellt, behufs Beibehaltung gewisser landesüblicher Festtage mit dem apostolischen Stuhle in Unterhandlung zu treten. Der hiesige Erzbischof Don Duarte Leopoldo e Silva hat aber bereits durch Erlaß vom 24. August d. J. den Inhalt des päpstlichen Schreibens ohne weiteren Zusatz der offiziellen Veröffentlichung übergeben, so daß für die hiesige Erzdiözese von jetzt an die bisher hier beobachteten sechs gebotenen Feiertage in Wegfall kommen, nämlich: Pauli Bekehrung, 25. Januar, Maria Lichtmeß, 2. Februar, Maria Verkündigung, 25. März, Frohnleichnam (Donnerstag nach Dreifaltigkeit), Johann Baptist, 24. Juni, Maria-Geburt, 8. September. An diesen sechs Festen wird also in Zukunft, wenn sie auf einen Wochentag fallen, die Arbeit erlaubt sein und eine Verpflichtung der hl. Messe beizuwohnen nicht mehr bestehen, wie es bisher schon der Fall war und auch in Zukunft sein wird am 2. Weihnachtstage, am Josefstage, 19. März, Ostersonntag und Pfingstsonntag. Es bleiben also in Kraft als gebotene Feiertage außer den Sonntagen keine andere als die oben genannten acht Feste. Die übrigen sollen von den Gläubigen ihren Verhältnissen entsprechend begangen werden. Die äußere Feier des Frohnleichnamsfestes wird am darauffolgenden Sonntage gehalten. Es wird bei dieser Gelegenheit wieder in Erinnerung gebracht, daß an diesen ferner noch bestehenden Feiertagen wie an allen Sonntagen in der S. Bento-Kirche ein eigener Gottesdienst für die Katholiken deutscher Zunge abgehalten wird; nämlich die hl. Messe mit deutschem Volksgesang um 10 Uhr und hierauf die deutsche Predigt.

P. Adalbert Swirsen C. S. B.

Die deutsche Flotte.

Zum erstenmal wird die deutsche Hochseeflotte aus ihrer normalen Zahl von siebzehn Schlachtschiffen bestehen; keins von ihnen ist älter als neun Jahre, sieben gehören zur Klasse der „Dreadnoughts“. Der Gesamtverdrang dieser stets kriegsbereiten Hälfte der Schlachtflotte beträgt 276.000 Tonnen, während noch vor vier Jahren alle damals fertigen Linienschiffe zusammengenommen nur 261.000 Tonnen Wasser verdrängten. Das sind gewiß sehr große Fortschritte, die alle Deutschen mit aufrichtiger Genugtuung erfüllen dürfen. Zugleich hat sich die Ausbildung des Flottenpersonals, der Offiziere wie der Mannschaften, immer weiter vervollkommen; wir dürfen darauf vertrauen, daß das gute Material eine entsprechende Besatzung vorfindet. Sogar die Engländer erkennen die kriegsgemäße Anlage der deutschen Gefechtschiffe und die guten Leistungen der Artilleristen unverhohlen an.

Allerdings dürfen wir nicht vergessen, daß sich in dieser Hochseeflotte vorläufig noch zehn Schiffe befinden, die nicht zu dem allernuesten und stärksten Material gehören. Das wäre an sich nicht schlimm, weil es anderen Seemächten ebenso geht; leider aber sind jene Schiffe der „Deutschland“- und der „Braunschweig“-Klasse auch den „Vor“-dreadnoughts Englands, Frankreichs, Nordamerikas weder an Größe, noch an Schnelligkeit, noch an Stärke der Armierung vollkommen gewachsen. Nur eine sehr überlegene Führung und Besatzung vermöchte diese Schwächen vielleicht auszugleichen. Hier

rächen sich noch immer jahrelange Rückständigkeit der deutschen Marineverwaltung, die bis zum Jahre 1906 in der Konstruktion des Einzelschiffes hinter den Fortschritten anderer Mächte nachzuhinken pflegte. Auch dann noch, als sie längst nicht mehr die Sparsamkeit des Reichstages oder die Abneigung des deutschen Volkes gegen eine kräftige Flottenpolitik zu ihrer Entschuldigung anführen konnte.

Je mehr Deutschland sich notgedrungen in der Zahl seiner Schiffe Beschränkungen auferlegen muß, je weniger aus einem Wetttrüsten mit England auf diesem Gebiete herauskommen kann, um so mehr sollte es der leitende Gesichtspunkt seiner Marinepolitik sein, in der konstruktiven Vollkommenheit des Einzelschiffes, in seiner Gefechtskraft und soweit diese davon abhängt, in seinem Displacement stets an der Spitze sämtlicher Seemächte zu marschieren. So daß nach Möglichkeit jedes neue auf Stapel gelegte deutsche Schlachtschiff stärker als die gleichzeitigen Bauten aller anderen Seemächte, insbesondere als die Englands, sein sollte! In dieser Beziehung läßt sich auch das Geheimnis eine gewisse Zeit hindurch besser wahren, als etwa hinsichtlich der Zahl der auf Stapel gelegten Schiffe. Was Zahl und Kaliber der Haupt- und der Nebenartillerie, Schnelligkeit, Panzerschutz der vitalen Teile, Maschinene anbetrifft, sollte man sich immer lieber an der oberen als an der unteren Grenze des zurzeit Möglichen halten.

Deutschland umgibt ja nun in der Tat die Konstruktionsdaten mit erheblich größerem Geheimnis als die übrigen Staaten. Das ist an sich nicht zu tadeln, wenn es dazu dient, einen Vorsprung möglichst lange und wäre es nur ein Jahr lang, zu verbergen. Ob dies der Fall ist, läßt sich zurzeit nicht genügend beurteilen. Nur, daß nach unseren bisherigen Erfahrungen immerhin ein gewisser Rest von Mißtrauen verbleibt!

Es würde allerdings ungerecht sein, die gegenwärtig schon in Dienst befindlichen Dreadnoughts mit den neuesten Bauten anderer Mächte zu vergleichen und etwa die Kampfkraft der Nassau- oder auch der Helgolandklasse gegenüberzustellen der der englischen Orionklasse, dem französischen Jean Bart, dem italienischen Conte de Cavour, der amerikanischen Arkansas oder Texas. Es ist durchaus möglich, daß die Schiffe der neuen Kaiserklasse völlig auf der Höhe der stärksten dieser Linienschiffe stehen werden. Immerhin ist es eine Tatsache, daß die Nassau- wie die Helgolandklasse gleichaltrigen englischen Schiffen an Geschwindigkeit nachstehen und daß die Aufstellung der Türme bei den deutschen Dreadnoughts sicherlich nicht als eine besonders glückliche Lösung angesehen werden kann. Eine Gesamtzahl von zwölf schweren Geschützen gestattet nur ein Breitseitsfeuer von acht Geschützen, während die gleichzeitigen Engländer mit einer Armierung von nur zehn Geschützen die gleiche Stärke des Breitseitsfeuers von acht Geschützen erhalten, die Brasilianer, die Vereinigten Staaten und die neueren Engländer aber alle zehn schweren Geschütze nach einer Seite verwenden können. Die Italiener, die Russen, die Argentinier erreichen sogar ein Breitseitsfeuer von zwölf und dreizehn schweren Geschützen. Daß Deutschland bei seinen Neubauten zum 35,5-Zentimeter-Geschütz oder wenigstens zu einem stärkeren als dem 30,5-Zentimeter-Kaliber übergehen wird, darf nach einer leisen Andeutung im „Nautikus“ wohl angenommen werden. Immerhin ist es bedauerlich, daß auch der neueste Linienschiffkreuzer, die „Moltke“, noch das 28-Zentimeter-Kaliber trägt. Nachdem Deutschland diesen Typ, den Engländern folgend, einmal — mit dem Wortlaut und Geist des Flottengesetzes freilich nicht überein-

stimmend — entwickelt hat, wird es ihn zu vollwertigen Schlachtschiffen weiterbilden müssen und so im Laufe der Jahre auch ohne Erhöhung der jährlichen Stapellegungen eine Schlachtflotte von einundfünfzig Schiffen gewinnen.

Wenn Deutschland in der Entwicklung des Typs der kleinen Kreuzer — von denen übrigens eine größere Zahl als gegenwärtig auf die auswärtigen Stationen entsendet werden sollten — und des Typs der Torpedoboote völlig auf der Höhe, vielleicht sogar an der Spitze zu stehen scheint, so ist das gleiche leider nicht bei den Unterseebooten der Fall. Diese, gerade für einen Krieg in der Nordsee und an den deutschen Küsten unentbehrliche Hilfswaffe ist zu spät in ihrer Bedeutung erkannt worden. Darum fehlt es bei weitem noch an der erforderlichen Zahl von Unterseebooten, Deutschland befindet sich England wie Frankreich gegenüber hier geradezu in einer bedauerlichen Unterlegenheit. Selbstverständlich gebricht es aus gleichem Grunde auch noch an Erfahrung in der taktischen und nautischen Verwendung der Waffe. Der kärgliche Trost, der seinerzeit gegeben wurde, daß Deutschland von den Erfahrungen der anderen profitieren und deren schwere Unglücksfälle vermeiden würde, war nichts als eine banale Redensart der Selbstentschuldigung, wie der traurige Fall des Unterseebootes „U 3“ gezeigt hat. Fremde Erfahrungen können immer nur zum kleinsten Teil die eigenen ersetzen.

Immerhin geht es auch auf diesem Gebiete voran, und wir haben die tröstliche Gewißheit, daß die deutsche Flotte, nehmt alles nur in allem, schon gegenwärtig einem jeden Gegner, er sei wer er wolle, achtungsgebietenden Stand erreicht hat und von Jahr zu Jahr in immer vollkommenerem Maße erreichen wird.

Militärkandidaturen.

Es gibt Leute, welche den Militärs nicht nur das Recht, sondern auch die Befähigung absprechen, irgendwelchen Posten in der Zivilverwaltung zu versehen. Besonders aber halten sie es für eine Gefahr, daß Offiziere an die Regierung kommen und nicht nur Staatspräsidenten, sondern sogar Bundespräsidenten werden können. Es ist ohne weiteres klar, daß ein Offizier, besonders ein nach den heute geltenden Bestimmungen herangebildeter, ein Mann von umfassenden Kenntnissen sein muß, so daß er mit den akademisch gebildeten Politikern einen Vergleich wohl aushalten kann. Es ist sogar wahrscheinlich, daß ein Militär in der Regel ein besserer Verwalter sein wird, als irgend ein Rechtsanwalt oder sonst ein Rechtsbeflissener, welche bisher die größte Zahl aller Präsidenten gestellt haben. Die Offiziere sind von Jugend auf gewöhnt, zu verwalten, oder wenn man will, zu regieren. Sie werden in der Praxis ausgebildet und je höher sie in ihrer Charge steigen, desto größer wird ihre Verantwortung in der Verwaltung des ihnen anvertrauten Truppenteiles. Sie dienen in der Verwaltung von der Pike auf, sind, wenn sie nicht gerade schlechte Offiziere sind, gute Menschenkenner und haben einen scharfen Blick für alles, was ihre Leute angeht. Ganz anders steht es mit den Akademikern, welche ja bisher das Monopol in der Regierung und in der Politik überhaupt hatten. Mit wenigen Ausnahmen sind dieselben unpraktische Leute, welche für die Bedürfnisse der Bevölkerung kein Verständnis haben und demselben meistens so fern stehen, daß sie keine Ahnung davon haben, wie es in den unteren Volksklassen aussieht.

Aus diesen Gründen war es mit Freuden zu begrüßen, daß man bei der letzten Präsidentenwahl von der alten Regel abgewichen ist und einmal einen Vertreter einer anderen Berufsklasse an die Regierung gebracht hat. Es ist dies entschieden ein Fortschritt. Daß der neue Präsident gerade ein Militär ist, ist natürlich, da man ja gerade bei den Militärs, wie schon gesagt, eine gewisse Verwaltungsroutine und Selbständigkeit voraussetzen kann. Es ist aber nicht gesagt, daß der Präsident gerade ein Militär oder ein Akademiker sein muß. Vielmehr sollte es möglich gemacht werden, daß alle Berufsklassen an der Verwaltung teilnehmen können, sobald sie genügend gebildete Mitglieder aufweisen können. Dazu ist es natürlich nötig, daß diesen Vertretern anderer Berufe die Möglichkeit geboten wird, sich in der Politik zu betätigen. Es dürften nicht mehr ausschließlich Akademiker und Offiziere in den Kongreß gewählt werden, sondern vielmehr auch Kaufleute, kleinere Beamte, Handwerker und besonders auch Arbeiter, immer vorausgesetzt natürlich, daß die Vertreter der verschiedenen Klassen auch das Zeug dazu haben, im Kongreß ihren Mann zu stellen.

Was aber haben alle diese Erwägungen mit unserer Ueberschrift zu tun? Das soll im nachfolgenden erklärt werden. Wenn wir auch eingangs erklärt haben, daß Militärs in der Regel bessere Verwalter sein werden, als die meist unpraktischen Akademiker, so soll damit doch noch lange nicht gesagt sein, daß man nun daran gehen müsse, eine möglichst große Zahl uniformierter Präsidenten und Gouverneure zu schaffen. Wenn man einen Offizier als Kandidaten aufstellt, muß man so gut wie bei jedem anderen Kandidaten auch die Gewißheit haben, daß derselbe auch die Befähigung hat, einen Staat gut zu verwalten. Irgend einen General zum Kandidaten zu machen, nur weil man hofft, daß derselbe mit Hilfe seiner Uniform und seines militärischen Einflusses der Partei zum Siege verhelpfen werde, wäre natürlich ebenso verkehrt, wie das seither übliche System, nur mit dem Unterschied, daß das erstere bedeutend gefährlicher wäre als das zweite. Man ist augenblicklich bestrebt, möglichst viele Generale in leitende Stellen zu bringen. In Sergipe hat man bereits den General Siqueira de Menezes zum Gouverneur gewählt, in Pernambuco will man den Ex-Kriegsminister General Dantas Barreto wählen u. in Para befindet sich augencheinlich auch eine Militärkandidatur in Vorbereitung. Das ist offen gestanden ein bißchen viel auf einmal und man kann es den Gegnern der Bundesregierung oder vielmehr des Marshall-Präsidenten nicht verargen, wenn sie auf die Gefahr hinweisen, welche in dieser sonderbaren Erscheinung liegt. Es ist ja möglich, daß dieses Zusammentreffen so vieler Militärkandidaten bloßer Zufall ist; ebensogut kann es aber auch anders sein, und da der Appetit bekanntlich beim Essen kommt, ist es leicht möglich, daß sich während der Präsidentschaft Hermes noch weitere Offiziere finden, welche ihre Staatskunst in irgend einem Staate versuchen möchten. Das dürfte aber unter keinen Umständen geduldet werden und Marshall Hermes selbst müßte dafür sorgen, daß die Herren Offiziere ihrem Ehrgeiz beizeiten Zügel anlegen. Es könnten sonst leicht die Befürchtungen wahr werden, welche von vielen seiner Gegner bald nach Bekanntwerden seiner Kandidatur ausgesprochen worden sind.

Die Militärkandidatur in Para hat besonders viel böses Blut gemacht, selbst in Regierungskreisen, so daß anzunehmen ist, daß die Regierung der Sache fern steht. In diesem Staate hat bekanntlich kürzlich durch Sturz der Oligarchie Lemos ein Wechsel stattgefunden. Dadurch sind die Chancen des Se-

nators Lauro Sodré, welcher seit vielen Jahren in seinem Heimatstaate kalt gestellt worden ist, und zwar mit Recht, wieder gestiegen und er ist jetzt dorthin gereist, um seine Kandidatur für die Präsidentschaft von Para zu betreiben. Lauro Sodré ist bekanntlich auch Oberst der Bundesarmee. Es wäre aber trotzdem gegen seine Kandidatur nichts einzuwenden, da derselbe seit Gründung der Republik stets politische Stellungen inne hatte und infolgedessen eigentlich nur dem Namen nach Offizier ist. Die Begleiterscheinungen jedoch, mit welchen seine Kandidatur aufgetaucht ist, sind es, welche dieselbe als eine militärische erscheinen lassen. Auf der Reise nach Para schloß sich ihm nämlich der Distriktskommandant von Ceara, General Serzedello Corrêa, an. Derselbe verließ ohne weiteres seinen Posten, um seinem Busenfreund in Belem behilflich zu sein. Dort ergriff er die erste beste Gelegenheit, um die Kandidatur Sodré zu lancieren. Bei einem Wohltätigkeitsfeste, vor einer großen Zahl von Bettlern und Bettlerinnen, hielt er seine erste Rede, in der er den Paraensern die Kandidatur Sodré sehr warm ans Herz legte. Inzwischen hat er seinen Einfluß auch anderweitig zugunsten seines Kandidaten geltend gemacht, ein Vorgehen, welches die schärfste Verurteilung verdient und vom Kriegsminister sofort aufs energischste geahndet werden sollte. Das Vorgehen des Generals ist ein derartiges, daß er unbedingt sofort seines Postens enthoben werden sollte. Ein General, der seinen Posten verläßt, um Agitationsreisen zu machen, ist entschieden ein Unikum. Serzedello Corrêa hätte überhaupt niemals General werden dürfen. Schon als Oberst hat er wiederholt Beweise seiner Disziplinlosigkeit gegeben. Einmal mußte er sogar wegen eines Vergehens gegen die Disziplin nach Matto Grosso transferiert werden. Was tat der Oberst dort? Er wußte sich an die dortigen Machthaber heranzuschlingeln und nach einigen Monaten kam er triumphierend und hehlächelnd zurück, mit einem Mandat als Bundesdeputierter für jenen Staat in der Tasche. Sein jetziges Verhalten kann also weiter nicht befremden, auch nicht der Umstand, daß er sich für einen Kameraden ins Zeug legt, der seinerzeit die Revolution gegen Rodrigues Alves anzettelte und um ein Haar das Land in einen neuen Bürgerkrieg gestürzt hätte. Lauro Sodré hat damals eine so traurige Rolle gespielt, daß es eigentlich eine Schande ist, daß derselbe heute noch eine Rolle in der Politik spielen kann. Empörend aber ist es, daß ein General der Bundesarmee es wagen darf, sich zum Protektor eines solchen Kandidaten aufzuspielen. Die Bundesregierung darf sich nicht wundern, daß das in sie gesetzte Vertrauen immer mehr schwindet, wenn sie ihre Leute in dieser Weise wirtschaften läßt.

Der Bericht des Landwirtschaftsministers

I.

Herr Pedro de Toledo hat dem Bundespräsidenten soeben den Bericht über die Tätigkeit seines Ressorts seit dem 15. November vorigen Jahres bis Ende August dieses Jahres unterbreitet. Dem Bericht über die einzelnen Verwaltungszweige geht, wie üblich, eine längere Einleitung voraus, die die allgemeinen Gesichtspunkte enthält, nach denen das Ministerium geleitet wird. Gleich in den ersten Sätzen spricht Herr Pedro de Toledo eine Wahrheit aus, die bei uns gewöhnlich außer acht gelassen wird. Er sagt, selbst wenn er länger im Amte wäre und über noch so hervorragende Geistesgaben verfügte,

Machina Especial „Combinada“

zur Kaffee-Reinigung.

Aus zwei Teilen bestehend, zur leichteren Handhabung

Die vollkommenste Maschine, weil sie aus dem berühmten Schäler Mecanica und dem unvergleichlichen Separator Monitor, verbunden mit 4 Verlesern, besteht.

Von hervorragender Solidität und grösster Dauerhaftigkeit, zerbricht den Kaffee nicht und gibt die in Santos besttaxierten Qualitäten.

Dieses System stellt die billigste Vereinnigung der erforderlichen Kaffee- Aufbereitungs-Maschinen dar

Es ist das letzte Wort über Kaffee-Maschinen. Jede Installation ist ein Erfolg.

Zahlreiche Anerkennungsschreiben stehen zur Verfügung der Interessenten.

Companhia Mechanica e Importadora de São Paulo

Rua 15 de Novembro 36.

1359

könnte er doch nicht mit großen Ergebnissen paradien, denn: „Auf wirtschaftlichem Gebiete kann man mit einem revolutionären Ruck keine Eroberungen machen, sondern nur durch die langsamen und schrittweisen Verfahren der Entwicklung. Dieses Gesetz durchbrechen wollen bedeutet Auflehnung gegen die Natur selbst und darum Mißerfolg. Ueberstürzte und unzeitgemäße Maßregeln halten den Sieg einer guten Idee nur auf. Die Verwalter müssen daher klug und vorsichtig sein, damit sie nicht aus persönlicher Eitelkeit oder unbezähmtem Ehrgeiz den Erfolg der Lösung opfern, die sie den Problemen geben wollen.“ Das ist so richtig, daß es — bei uns gewöhnlich umgekehrt gemacht wird. Und dieses unser Ueberhasten und Ueberstürzen, diese Unfähigkeit, in Geduld die Früchte unserer Aussaat zu ernten, ist es, was uns immer und immer wieder zurückbringt, nachdem wir die schönsten und meistversprechenden Anläufe genommen.

Der Minister weist darauf hin, daß die überaus günstigen und gleichzeitig so mannigfaltigen klimatischen und Bodenbedingungen Brasiliens die Staatsmänner des Mutterlandes veranlaßten, das Land zu einer vorwiegenden Ackerbaukolonie zu machen, und daß wir noch jetzt fast ausschließlich die Nutzpflanzen und Haustierschläge kultivieren, die sie eingeführt haben. Leider haben wir aber auch die damaligen Anbaumethoden und die Begründung der Wirtschaftsweise auf die Sklavenarbeit beibehalten, während unsere Konkurrenten auf dem Weltmarkt sich anschickten, auf Grund ihres wissenschaftlichen Rüstzeuges und ihrer überlegenen Arbeitsweise uns zurückzudrängen. Während Brasilien seine privilegierte Stellung auf dem Zuckermarkt verlor und auf die Erzeugung für den einheimischen Bedarf beschränkt wurde, während unserem Kaffee, unserem Gummi, unserem Tabak, unserer Baumwolle und anderen Produkten ernstliche Wettbewerber entstanden, ist es den Vereinigten Staaten gelungen, die Ueberlegenheit der ersten Zeit zu wahren und nicht nur den inneren, sondern auch den äußeren Markt zu versorgen. Die Ursache ist nicht in der Gunst der Natur zu suchen, denn die Staaten weisen 3 Millionen Quadratkilometer infolge der Trockenheit unfruchtbaren Bodens und 40 Millionen Hektar Sumpfland auf. Die eine wie die andere Fläche ist heute in harter Arbeit für den Ackerbau gewonnen worden. Der Erfolg ist vielmehr in der Tüchtigkeit der Organisatoren jenes Staatswesens zu suchen, die mit

sicherem Blick von vorneherein für eine stetig fortschreitende Entwicklung der Landwirtschaft sorgten, basiert auf der Verbindung der Wissenschaft mit der Praxis.

Das Beispiel, dem wir folgen müssen, ist, mutatis mutandis, das der Vereinigten Staaten. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß unsere Lage sehr kritisch ist angesichts der starken Preisschwankungen, denen einige unserer Hauptprodukte ausgesetzt sind, und angesichts der Gefahr, sie eins nach dem andern durch die zunehmende Konkurrenz vom Markte verdrängt zu sehen. Diese Gefahr vermehren wir selbst noch durch unsere hohen Produktionskosten, infolge unserer verderbten Arbeitsmethoden, der hohen Transportpreise und Löhne, der schlechten Aufbereitung, die vielfach üblich ist. Wir bauen schlecht an und bereiten noch schlechter auf. Das gilt hauptsächlich für den Tabak, den Kakao, die Baumwolle und die Zeralien. Für Kaffee und Zucker verbreiten sich von den wichtigsten Produktionszentren allmählich schon vernünftigeren Methoden über das Land. Die gefährdrohende Lage in der Gummigewinnung ist bekannt.

Der Getreidebau, der in den Vereinigten Staaten mit etwa 1500 Millionen Dollars über die Hälfte der landwirtschaftlichen Produktion einnimmt und in Argentinien eine der Hauptquellen des Reichtums ist, kann bei uns den Bedarf nicht decken. Gestiegen ist unzweifelhaft der Reisbau, namentlich in S. Paulo, aber auch noch nicht in dem möglichen und erwünschten Maße. Die ausgedehnten Täler würden durch diese Kultur nebenbei saniert werden und große Landstriche wären ihr vermöge der modernen Bewässerungsmethoden und Maschinen zu erschließen. Auch der Weizenbau nimmt einen neuen Aufschwung, denn die Ernte in Rio Grande do Sul belief sich 1910 auf 35.613.160 Kilo, und in absehbarer Zeit werden wir in den drei Südstaaten sowie in S. Paulo und Minas einen bedeutenden Anbau haben. Nicht wenig tragen dazu die Ansiedler bei. Der Weizenbau hat also Aussicht, bald wieder jene Stellung einzunehmen, die ihm früher bei uns zukam und die er immer hätte behalten können, hätte uns nicht die Energie gefehlt, durch neue Anbaumethoden und durch Auswahl des Saatgutes den Schwierigkeiten zu begegnen, die er in gewissen Perioden bot.

Ueber die Viehzucht, die sich über große Strecken unseres Landes verbreitet hat und in der be-

deutende Kapitalien stecken, kann man sagen, daß ihre Lage zwar gegenwärtig nicht unbedingt rosig ist, daß aber in den Landesteilen, wo man die Routine verbannt hat und zu modernen Zuchtverfahren übergegangen ist, erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen sind. Wir haben viele natürliche Bedingungen in Brasilien, die die Viehzucht begünstigen. Aber man darf nicht übersehen, daß auch ernstliche Schwierigkeiten der Entwicklung entgegenstehen, darunter diejenige, die Rassenauswahl entsprechend den klimatischen und Weideverhältnissen der einzelnen Zonen zu spezialisieren. Dazu bedarf es sorgfältiger Versuche, die man nicht dem privaten Wagemut überlassen darf. Was für die Viehzucht unter Hinblick auf die Fleischproduktion gilt, das ist auch bezüglich der Milchgewinnung zu sagen. Uebrigens hat die Molkereiindustrie fast ohne offizielle Einwirkung in Minas, Rio de Janeiro, Rio Grande do Sul und Santa Catharina bereits einen hohen Stand erreicht. Das Ministerium widmet der Förderung der Viehzucht natürlich alle Aufmerksamkeit.

Ueberseeische Postnachrichten.

— Laut Meldungen vom 30. Juli aus Bern in der Schweiz ist die Brücke in Bruil, die zwischen St. Moritz und Schuls über einen Abgrund führt, eingestürzt. Als die Katastrophe erfolgte, befanden sich zahlreiche Arbeiter auf der Brücke, meist Italiener, 30 von ihnen wurden mit in die Tiefe gerissen. Man fand 15 Tote, 30 wurden schwer verwundet.

— Ein Verein für deutsche Wissenschaft ist in Tokio gegründet worden. Er besteht aus siebenzig Japanern aller Berufe, die in Deutschland studiert haben, und stellt sich die Aufgabe, die gegenseitigen freundschaftlichen, wissenschaftlichen und sozialen Beziehungen zu fördern. Als Organ des Vereins wird eine kulturelle Zeitschrift gegründet, die in Tokio erscheinen soll und auch Beiträge deutscher Mitarbeiter veröffentlichen wird.

— Infolge der Abwanderung landwirtschaftlicher Arbeiter nach Dänemark, Schweden und Norwegen droht sich die Leutenot in Deutschland zu verschärfen. Von Jahr zu Jahr nimmt die Nordlandgängerei zu; aus dem Netzegebiet allein sind diesen Sommer 1200 Landarbeiter abgewandert. Diese Bewegung kommt wohl auch daher, daß die deutschen Agrarier zu schlechte Löhne zahlen.

— Im Café International in Wien wurde der Schauspieler Emil Hartmeyer von dem Menager des Etablissements Kaloman Müller erschossen. Das Publikum wollte Müller lynchen; die Polizei kam noch zur rechten Zeit dazu, ihn den Händen der Empörten zu entreißen.

— Im Walde bei dem Dorfe Kammer im Kreise Zauche-Belzig (Brandenburg) kam ein Feuer zum Ausbruch, das sich bei der großen Dürre blitzartig fortpflanzte. 700 Morgen Waldbestand sind völlig niedergebrannt. Hunderte von Menschen bekämpften das Feuer. Das Brandenburger Kürassierregiment, das um Hilfe angegangen war, entsandte eine ausgerüstete Eskadron, die sich an den Löscharbeiten beteiligte. Der angerichtete Schaden ist sehr bedeutend.

— Aus Wiesbaden wird vom 27. Juli gemeldet, daß die Regierung von Preußen mit einer Kapitalistengruppe einen provisorischen Vertrag abgeschlossen habe. Danach werden an diese die Besitzungen der Regierung in Schlangenbad verkauft. Auch erhalten die Unternehmer die Konzession der Verwaltung ihrer Sanatorien und Hotels daselbst. Unter den angekauften Gebäuden befinden sich das

Vassan-Hotel, Essoffhotel, Berliner Hof, Schweizerhaus, Gesellschaftshaus und mehrere Sanatorien. In dem Kauf sind die Bäder und Quellen eingeschlossen, durch die der Ort seine Berühmtheit erlangte. 1912 wird eine große Kompagnie die Verwaltung der Besitzungen übernehmen. Die meisten Häuser werden elektrische Beleuchtung bekommen. Die Kleinbahn nach Eltville soll bis Schierstein verlängert werden.

— Die Angriffe gegen die vermeintliche Engländerfreundlichkeit des deutschen Gouverneurs von Samoa und die Warnungen, vor den Engländern in Samoa auf der Hut zu sein, ihnen die Ansiedlung zu erschweren und ihr Kapital nicht ins Land zu lassen, sind in der englisch-australischen Presse mit Randglossen versehen worden, die teilweise einen sehr erregten Charakter trugen. Aber nicht nur die Engländer Australiens, die einen Umschwung der Politik des Gouvernements zu Ungunsten ihrer auf Samoa lebenden Landsleute und den Ersatz des jetzigen Gouverneurs durch einen Militärgouverneur argwöhnen, sondern auch die zahlreichen Deutschen Australiens treten energisch für die von ihnen für durchaus richtig gehaltene versöhnliche Politik des Gouvernements von Samoa ein. Sie fürchten, daß beim Verlassen dieser Politik eine Wiederholung der Vorgänge aus dem Jahre 1906 eintreten würde, wo deutsche Waren und die deutsche Schifffahrt von den Engländern mit Boykott bedroht wurden, falls die Maßregeln der deutschen Regierung gegen die Niederlassung der australischen Firma Bourns, Philip & Co. auf den Marschall-Inseln nicht zurückgenommen würden. Die Auffassung waltet bei den dortigen Deutschen vor, denen man nicht abstreiten kann, daß sie gut deutschnational sind. Aber nicht nur dort haben die Deutschen die Ueberzeugung, daß eine feindselige Politik gegen die Engländer auf Samoa den Deutschen Australiens schweren Schaden zufügen würde, sondern auch in Queensland, wo bekanntlich das Deutschtum sehr stark vertreten ist, besteht genau dieselbe Auffassung. So schrieb kürzlich die Nordaustralische Zeitung: „Daß Herr Dr. Solf sich auch freundlich gegen die in Samoa angesiedelten Engländer zeigt, können wir, die wir in einer englischen Kolonie leben, nur gutheissen, denn wir genießen hier dieselben Rechte wie die englischen Mitbürger, und wünschen, daß die Engländer, welche in einer deutschen Kolonie leben, gleiche Rechte genießen. Ein schroffes und unfreundliches Vorgehen gegen die englischen Ansiedler auf Samoa könnte uns Deutschen hier in Australien bzw. in Queensland nur schaden. Wir können deshalb Herrn Dr. Solf nur beistimmen, wenn er zwischen deutschen und englischen Ansiedlern auf Samoa keinen Unterschied macht, und beiden Gerechtigkeit widerfahren läßt.“ Dies ist, wie gesagt, auch die Meinung der dortigen Deutschen. Man muß nur wissen, daß ein Teil der dortigen Presse, und zwar gerade der einflußreichste, Deutschland recht wenig wohl will, den deutschen Besitz in der Südsee überhaupt mit scheelen Augen ansieht und eine Unfreundlichkeit deutscher Behörden gegen die Engländer in Samoa sofort damit erwidern würde, die Regierung und die Bevölkerung Australiens gegen die in Australien lebenden Deutschen aufzuhetzen.

— Ueber die Ursachen der zunehmenden Zerstörungen klassischer Bauwerke in Venedig, wie sie sich vor allem auf Grund der Studien deutscher Fachmänner ergeben haben, werden im „Cicerone“ nähere Mitteilungen gemacht, wobei die Notwendigkeit umfangreicher Maßregeln zum Schutze der herrlichen Kunstbauten betont wird. Es hat sich ergeben, daß infolge der fortgesetzten Baggerungen im San Marco-Kanal, die man vorgenommen hat, um für die modernen Fahrzeuge der Kriegs- und Handelsmarine die

nötige Tiefe von 8 Metern zu gewinnen, dem Phalaroste Venedigs der seine Zwischenräume ausfüllende Schlick und damit seine Tragfähigkeit geraubt worden ist. Die Wässer des Canale Grande suchen sich zwischen der scharfen Biegung beim Rialto und der Mündung des Seufzerbrücken-Kanälchens den unterirdischen nächsten Weg, der unter dem Markusplatz hindurchführt. So traten Risse an den beiden Widerlagern der großen Rialto-Brücke und an dem nahen Palazzo Fondaco dei Tedeschi auf, und ein Campanile in der Nähe, der stark aus dem Lote gewichen war, mußte abgetragen werden. Die alten Prokurazien zeigten Verdrehungen ihrer Pfeiler, die sich an ganzen Umfang des Markusplatzes wiederholen, der Fußboden des Markusdomes weist starke Einsenkung auf, an seinem Gewölbe wie an der Hauptinnenwand des Dogenpalastes und an den Widerlagern der Seufzerbrücke bildeten sich Risse. In diesem Jahre folgte nun als weiteres Anzeichen der Rostunterspielung in der großen Kirche San Giorgio Maggiore am anderen Ufer des Kanals ein breiter Scheiteiß längs des ganzen Mittelgewölbes, und so konnte kein Zweifel mehr sein, daß die Unterlassung jeglicher Uferbefestigung bei den verhängnisvollen Ausbaggerungen die Schuld an der schnell fortschreitenden Zerstörung dieser bedeutendsten Bauwerke der Kunstgeschichte trägt. In Venedig hat man freilich bisher diesen Feststellungen nicht die nötige Aufmerksamkeit entgegengebracht.

— In Arroyito, Provinz Cordoba, Argentinien, lebt eine Frau, namens Balvina C. de Nimo, welche sich einer blühenden Schar von 23 Kindern erfreut. Das Erstaunlichste an dieser Tatsache ist, daß die bewunderungswürdige Gattin jetzt erst 32 Jahre alt und seit 12 Jahren verheiratet ist. Im vergangenen Jahre gab Frau Balvina Vierlingen das Leben. Mutter und Kinder sollen sich der denkbar besten Gesundheit erfreuen.

— In letzter Zeit haben große Newyorker Unternehmen versucht, den Schaden, der ihnen durch den plötzlichen Tod besonders wertvoller Angestellter erwachsen könnte, durch Erwirkung von Versicherungspoliceen auf deren Leben nach Möglichkeit wettzumachen. So versicherte zum Beispiel, nach der „Frankf. Ztg.“, ein Bostoner Bankhaus das Leben des Betriebsleiters der „Union Mills“, Joseph H. Reaney, zu drei Millionen und das von James Mc. Naughton, der den gleichen Posten bei der „Caillmer u. Hekla Mining Company“ bekleidet, mit zwei Millionen Kronen. Die Bank ist natürlich an den genannten Unternehmen stark interessiert. Höher eingeschätzt wird noch John H. Jones von der „Pittsburg-Buffalo Coal Company“, deren Präsident er ist, denn nur eine Versicherung von vier Millionen Kronen könnte sie über seinen Verlust einigermaßen trösten. Die „Boston Opera Company“ taxiert den Wert ihres leitenden Direktors Henry Russel für sie auf 400.000 Kronen, zu welchem Betrage sie ihn versichert hat.

— Aus Bad Brückenau wird gemeldet: Ein gewaltiges Schadenfeuer hat die Ortschaft Platz fast vollständig vernichtet. Das Feuer, das wahrscheinlich durch mit Zündhölzern spielende Kinder verursacht wurde, griff bei dem herrschenden Wassermangel und der übergroßen Trockenheit mit rasender Schnelligkeit um sich, so daß in kurzer Zeit nicht weniger als 23 Wohnhäuser und gegen 30 Scheunen mit sämtlichen Nebengebäuden in Asche lagen. Der Automobilverkehr zwischen Bad Brückenau und Bad Kissingen war unterbrochen, ebenso der telephonische und telegraphische Verkehr. Soweit bisher bekannt, sind Menschenleben nicht zu Schaden gekommen.

— Alle Vorgänge in der deutschen Marine werden in England mit Argusaugen überwacht, und oft muß

man drüben anerkennen, daß selbst die „Beherrscherin der See“ von der jungen deutschen Marine etwas lernen kann. Der „Daily Graphic“ bringt in einem Artikel interessante Einzelheiten über die Schießübungen der deutschen Flotte. Das Blatt bedauert, daß die Resultate des Schießens nicht, wie in England und Amerika, offiziell bekanntgegeben werden, obgleich Deutschland ganz und gar keinen Grund habe, sein Licht unter den Scheffel zu stellen. Die Schußleistungen, die der Verfasser aus privaten Quellen erfahren hat, verdienen sogar hohe Verwunderung. Seit dem Jahre 1902 hat man in der deutschen Marine besonders Gewicht auf die Schießübungen und auf das Scharfschießen gelegt. Alle Übungen finden so kriegsgemäß als möglich statt. Feste Scheiben werden kaum noch benutzt. Schiff und Scheibe befinden sich auf der Fahrt, und Geschwindigkeiten werden entwickelt, wie sie im Gefecht zu erwarten sind. In England und vor allem in Amerika wird jedes Schießen auf ein außer Dienst gestelltes Schiff mit großem Trara in den Zeitungen angekündigt, die Resultate werden veröffentlicht und spaltenlange Artikel füllen die Blätter. Deutschland arbeitet ganz in der Stille. Im Jahre 1910 sind acht Millionen Mark aufgewendet worden, um alte Schiffe als Scheiben auszubauen. Sie haben stellenweise moderne Panzerungen erhalten, um die Geschößwirkungen feststellen zu können. Daneben werden natürlich auch die gewöhnlichen Leinwandscheiben verwendet. Die ausgeworfene Summe für die Schießübungen ist größer als die in der englischen Marine. An Munition steht der deutschen Flotte ebenso viel zur Verfügung als der englischen Marine. Es kommt also auf das deutsche Schiff doppelt so viel Übungsmunition, als auf ein englisches. Seit dem Jahre 1908 wird besonderer Wert auf Nachtschießen gelegt. Schlechtes Wetter, hohe See und Nebel spielen keine Rolle. Die Schiffe halten ihre Übungen ab. Um die Passion für das Schießen wachzuhalten und den Ehrgeiz der Bedienung anzustacheln, werden Preise verteilt, die nicht, wie in England, in Geld bestehen. Die besten Kanoniere erhalten ein Bild des Kaisers oder ein Anerkennungsschreiben mit der persönlichen Unterschrift. Das Schiff mit den besten Gesamtergebnissen erhält ein Silbergeschenk als bleibende Anerkennung. So erhielten im Jahre 1909—1910 nicht weniger als vier Linienschiffe — „Hannover“, „Deutschland“, „Schlesien“ und „Pommern“ —, zwei große Kreuzer — „York“ und „Scharnhorst“ — und drei kleine Kreuzer — „Königsberg“, „Stettin“ und „Bremen“ — Preise für hervorragende Leistungen. Ein Vergleich mit den Resultaten der englischen Marine fällt sehr zugunsten Deutschlands aus. Etwas wie Neid klingt durch, wenn der „Graphic“ am Ende seines Artikels sagt, man sollte nicht vergessen, daß Deutschland weder Geld noch Mühe spart, um seine Kanoniere zu den besten der Welt zu machen. Und hat man sich einen hervorragenden Richtkanonier erzogen, so versteht man es in Deutschland, ihn durch gute Behandlung und verschiedene ihm gebotene Vorteile dem Dienste zu erhalten.

— Ein blutiges Drama spielte sich in dem ungarischen Dorfe Csanad-Alberti ab. Die Frau eines Zimmermanns, die von ihrem eigenen Schwager vergewaltigt worden war, erschlug den Räuber ihrer Ehre im Schlafe mit dem Beil, schnitt ihm das Haupt ab und begab sich mit diesem zu den Behörden, um sich verhaften zu lassen.

— In Reims haben eine große Anzahl ländlicher Besitzer die Markthalle geplündert, um gegen die Verteuerung der Lebensmittel Front zu machen.

Wochenschau.

S. Paulo, Mittwoch, den 6. Sept.

— Des morgigen Nationalfeiertages wegen erscheint die nächste Nummer am Freitag.

— Die Sorocabana Railway setzt eine Einrichtung ins Werk, die im höchsten Grade segensreich für den Fortschritt des Landes sowohl, wie für die Einnahmen der Bahn sein wird. Sie erwirbt die Länderstrecken längs ihrer Eisenbahnlinie und wird sie in kleine Parzellen einteilen, die für die Kleinkultur bestimmt sein sollen. Dadurch werden zunächst weite Länderstrecken, die sonst nutzlos dalagen, der Kultur erschlossen. Einwanderer werden ins Land gezogen, die Bevölkerung wird vermehrt, der Einwanderer, der natürlich Landmann sein muß, kann durch die bei seinem Besitztum vorübergehende Bahn seine Produkte leicht absetzen, diese selbst werden an den Stapelplätzen billiger und die Bahn hat durch regelmäßige Frachten sichere Einnahmen, wobei natürlich Bedingung ist, daß diese Frachten eine rationelle Grundlage haben und die teuren Sätze, die bei den meisten unserer Transportgesellschaften ein wahres Raubsystem bilden, ein für allemal abgezahlt werden. In Japan ist dieses Kleinkultursystem schon längst eingeführt und bildet einen wahren Schatz für das Land. Es wäre zu wünschen, daß unsere anderen großen Eisenbahngesellschaften das System der Sorocabana Railway nachahmen würden, es würde dadurch eine ideale Quelle des Reichtums für den Staat S. Paulo geschaffen.

— Der Staatspräsident unterzeichnete gestern das Dekret, durch welches dem Sekretariat des Innern ein Kredit von 300 Contos eröffnet wird. Dieser Betrag ist zum Bau eines Isolierhospitals in Santos bestimmt.

— In Santa Lucia hat der Postagent seinen Dienst seit 5 Tagen niedergelegt. Die Bevölkerung der Ortschaft kann infolgedessen weder Briefe empfangen, noch abschicken. Der Schaden, der besonders den Geschäftsleuten daraus erwächst, ist unberechenbar. Der Eisenbahnpostschaffner weigert sich, dem Stationsvorsteher die Postbeutel auszuhändigen, weil er angeblich Order habe, dieselben nach S. Paulo zurückzubringen. — Wir können dazu nur bemerken, daß uns nachgerade das ganze Gebahren auf der Post unerklärlich ist. Das nennt man eine Zivilisation und die Ausführung der Devise auf der brasilianischen Fahne „Ordem e Progresso“?? Im dunkelsten Afrika können diese Zustände nicht schlimmer sein. Wir möchten mit Schiller ausrufen: Wann wird der Retter kommen diesem Lande?

— Herr Francisco Nemitz, der bekannte hiesige Gärtnereibesitzer und Inhaber der Loja Flora, erhielt seitens des brasilianischen Ausstellungskommissariats für die Brüsseler Weltausstellung folgendes anerkennende Schreiben: „Generalkommissariat der Vereinigten Staaten von Brasilien. Ausstellung zu Brüssel 1910. Herrn Francisco Nemitz, Gärtnereibesitzer, S. Paulo. Mein Herr: Es gereicht uns zur besonderen Freude, Ihnen durch diese wenigen Zeilen unsere aufrichtige Anerkennung für die ausgezeichneten Dienste auszusprechen, die Sie uns bei den Arbeiten der Jury für die Weltausstellung in Brüssel 1910 geleistet haben. Wir alle haben mit großer Befriedigung die Hingebung wahrgenommen, mit der Sie sich um die Würdigung unserer Teilnahme an dem großen universellen Wettbewerb bemühten. Indem wir Ihnen nochmals unseren Dank aussprechen, bitten wir Sie, den Ausdruck unserer vollkommenen Hochachtung entgegenzunehmen. Für den Generalkommissar der stellvertretende Generalkommissar: F. Ferreira Ramos.“

— Der frühere Ackerbansekretär Dr. Carlos Botelho hat in Rio die Kavallerie-Kasernen besucht, um die beste Rasse für den Heeresbedarf herauszufinden. Nach diesem Typus will Herr Dr. Carlos Botelho auf seinen Gütern im Staate S. Paulo im großen Stile Kavalleriepferde für die brasilianische Armee züchten. Bei der Auswahl der zu züchtenden Rasse wird er sich nach den Erfolgen richten, die bei der augenblicklich in Rio stattfindenden Reit- und Fahrkonkurrenz erzielt werden. Er teilte sein Vorhaben auch dem Landwirtschaftsminister in Rio mit, der den Plan beifällig aufnahm und seine weitgehendste Unterstützung versprach. Er wird sich mit dem Kriegsminister in Verbindung setzen, um zu erwirken, daß für die Züchter Ermunterungsprämien ausgesetzt werden. Diese Prämien werden nach Qualität und Quantität für die den militärischen Anforderungen am meisten entsprechenden Remontepferde an die Züchter verteilt werden. Die Idee des Dr. Botelho ist in Europa nicht speziell in Deutschland nichts neues. Seit vielen Jahren setzen die Regierungen Preise nach dieser Richtung hin aus und stellen in den verschiedenen ländlichen Bezirken Regierungsbeschäler auf, die den betreffenden Züchtern gegen eine geringe Decktaxe zur Verfügung stehen. Besonders in Ostpreußen ist diese Remonte-Pferdezucht eine Quelle des Reichtums für die Landwirte und der ostpreussische Schlag ist als Kavallerie-Remonte in der ganzen preussischen Armee berühmt. Aber nicht nur Ostpreußen, auch andere Gegenden des Deutschen Reiches ziehen aus der Pferdezucht für die Armee bedeutenden Nutzen und zwar sind es besonders Kleinwirte, die diese Zucht betreiben. In Oesterreich-Ungarn liegen die Verhältnisse ähnlich, nur wird das Armee-Pferd mehr in Großbetrieben gezogen.

— Das neue große Musterhotel, für dessen Bau Herr Souquière A. Daniel kürzlich die Konzession erhielt, soll hinter dem Munizipal-Theater, also in der Rua Conselheiro Crispiniano, errichtet werden. Man sagt, daß die Brasilian Railway Company bereits den nötigen Grund und Boden käuflich erworben habe. Auf diese Gesellschaft dürfte die Konzession dann auch übertragen werden.

— Gestern morgen wurde der Schlachthaus-Angestellte José Pacca, als er durch eine Manguepflanzung ritt, vom Herzschlag getroffen. Er fiel vom Pferde und war sofort tot. Die sogleich benachrichtigte Polizei ließ die Leiche ins Leichenschauhaus bringen.

— Die neuen französischen Instrukteure der hiesigen Polizei, die ihre Kameraden, deren Kontrakt im Juli abgelaufen war, ersetzen sollten, sind noch nicht von Frankreich abgereist, was wahrscheinlich durch die kritische Lage, in der sich Frankreich durch die Marokkofrage befindet, veranlaßt ist. Die Abreise wurde verschoben, bis sich die Wolken am politischen Horizont wieder verzogen haben werden.

— Mit dem 1. September laufenden Jahres übernahm Herr Arthur Thiele nach freundschaftlicher Auseinandersetzung mit seinem bisherigen Compagnon Herrn Philipp Bauer, das unter der Firma Thiele & Bauer bekannte Spezialgeschäft für Papierbeutel u. Typographie, das er in erweiterter Weise fortführen wird. Herr Thiele begibt sich zu diesem Zwecke zu kurzem Aufenthalt nach Europa und wir wünschen ihm neben einer erfolgreichen Reise auch in seinem Unternehmen dauernden Fortschritt, der vor allen Dingen seiner Kundschaft zugute kommen wird, die wir auch an dieser Stelle nochmals auf die in unsrer Zeitung erscheinende Annonce aufmerksam machen.

— Die Nationalgarde, die freiwilligen Schützenvereinigungen von S. Paulo und Minas werden mor-

Erfolge mit Kali.

Unter dieser Rubrik werden wir in Zukunft regelmässig Resultate von Düngungsversuchen des Centros de Experiencias Agricolas des Kalisyndikates, Rio, bringen, die den Vorteil der Kalidüngung demonstrieren.

Düngungsversuch zu Weinreben, ausgeführt von Herrn Raoul de Caux, S. Domingos do Prata, Minas Geraes.

Parzelle I: Ungeflücht ergab pro ha 683 Kilo Trauben
 Parzelle II: Gedüngt pro ha mit
 84 Kilo Chlorkalium
 133 „ Superphosphat
 67 „ Schwefels. Ammoniak
 ergab pro ha 1955 Kilo Trauben

gen an Unabhängigkeitstage in Ypiranga zu einer großen Parade antreten. Sie werden zu einer Brigade unter dem Kommando des Majors Silvio Borba vereinigt werden. Der Stab ist folgendermaßen zusammengesetzt: persönlicher Adjutant Hauptmann A. Marques mit einem Freiwilligen vom 35. Bataillon, Adjutanten die Leutenants Guilherme Prates, Alvaro Piedade mit zwei Freiwilligen, von denen einer dem Minenser Bataillon angehört. 800 Mann werden in der Parade stehen, einschließlich Musikern, Trompeter und Trommler. Die Freiwilligen aus dem Innern werden ein besonderes Bataillon unter dem Befehl des Dr. Ayrosa Galvão Junior vom 2. Bataillon bilden. Das Programm ist folgendes: Um 5 Uhr morgens wird Zapfenstreich geschlagen, um 6 Uhr die Flagge gehißt und eine Salve von 21 Schüssen abgegeben, während die Musikkapelle die Nationalhymne intoniert. Um halb 11 Uhr Mannschaften wieder an, führen den Präsenzwort gefrühstückt, um halb 12 Uhr treten die tiernarsch zu Ehren der Feier des Unabhängigkeitstages aus und defilieren durch die Hauptstraßen der Stadt. Dabei werden dem Präsidenten der Schützenvereinigungen und dem Präfekten, der nach den Satzungen eo ipso Ehrenpräsident ist, die vorgeschriebenen Ehrenbezeugungen erweisen. Auf Veranlassung der Schützenvereinigung No. 34 von S. Bernardo, national No. 3 und der Paulistaner No. 35, wird abends um 7½ Uhr ein „Marche aus Flambeaux“, der am Largo do Carmo seinen Anfang nimmt, durch die Stadt stattfinden, bei dem dem Staatspräsidenten und den betreffenden Militärbehörden, die den Schützenvereinigungen als Vorgesetzte zuerteilt sind, die schuldigen Ehren erwiesen werden sollen. Die Santenser Schützenvereinigung und alle sich in der Stadt befindlichen Freiwilligen haben ebenfalls Einladungen zur Teilnahme erhalten.

S. Paulo, Freitag, den 8. September.

Die hiesigen Banken haben unter sich das Abkommen getroffen, den heutigen Tag (8. September) in diesem Jahre noch als Feiertag zu betrachten und erst im nächsten Jahre sich nach den Neubestimmungen des Papstes zu richten. Vom Jahre 1912 an werden also erst der 25. Januar, 2. Februar, 25. März, der Frohnleichnamstag, der 24. Juni und der 8. September als Wochentage angesehen. Der 25. Januar wird aber vielleicht noch weiterhin hier in S. Paulo als Feiertag gelten, weil auf diesen Tag die Gründung der Hauptstadt S. Paulo fällt.

Der gestrige Gedenktag der Unabhängigkeit Brasiliens wurde in festlicher Weise begangen. Die besondere Note verlieh der Feier diesmal das Erscheinen einer kriegsstarken Kompagnie der Schützenvereinigungen von Bello Horizonte und des

Kommandanten der Nationalgarde von Minas Geraes, Coronel Enygdio R. Germano, mit seinem Stabe. Die Gäste wurden vorgestern am Luzbahnhof von dem Oberkommando der Paulistaner Nationalgarde und den hiesigen Schützenvereinigungen empfangen. In der Carmokaserne veranstaltete der Kommandant der Paulistaner Nationalgarde, Coronel José Piedade, zu Ehren seines Kameraden aus Minas am Abende einen festlichen Empfang. Gestern vormittag fand in der Cantareira Preisschiessen statt. Um 1 Uhr folgte im Ipiranga-Park der Antartica-Branerei ein Frühstück, ebenfalls zu Ehren des Kommandanten von Minas. Daran schloß sich um 3 Uhr die Parade der Nationalgarde und der Schützenvereinigungen von Minas und S. Paulo im Park des Staatsmuseums. Von dort begaben sich die freiwilligen Vaterlandsverteidiger nach der Stadt, wo sie noch durch die Straßen des Zentrums marschierten, ehe sie sich nach ihren Quartieren begaben. Abends fanden 2 Fackelzüge statt, um 7 Uhr seitens der Schützenvereinigungen und um 8 Uhr seitens der Polizeitruppen. Die Loge 7 de Setembro, deren 50jähriges Stiftungsfest gestern begangen wurde, veranstaltete für ihre Schulen ebenfalls in Ipiranga eine Feier. In der Vorhalle des Museums wurde deklamiert und gesungen, wurden Süßigkeiten und Limonaden an die Kinder verteilt. Das Schulfest sowohl wie die Parade werfen übrigens ein eigentümliches Licht auf unsere Zustände. Beide wurden öffentlich angekündigt und im Museumsbereich abgehalten, ohne daß die Veranstalter es für nötig befunden hätten, sich mit dem Museumsdirektor oder dessen Vorgesetzten, dem Staatssekretär des Innern, in Verbindung zu setzen, gerade so, als ob es sich um herrenloses Gut handelte! Wenn die Staatsregierung diese Taktlosigkeit hätte krumm nehmen wollen, dann wäre gestern das Museum mitsamt dem zugehörigen Park geschlossen gewesen, und die Festgenossen hätten mit langer Nase abziehen müssen. Wir waren zufällig Zeuge der beiden Festlichkeiten, und unsere Beobachtungen haben uns zu der Ueberzeugung gebracht, daß die Regierung im Interesse ihres Eigentums gut daran tut, sich für die Zukunft derartige Veranstaltungen im Museumsbereich zu verbieten. Der Museumspark ist, als er mit erheblichen Geldaufwendungen der Regierung und unter anpfeifender Arbeit des Direktors und seiner Beamten angelegt wurde, nicht als Festwiese oder Paradeplatz, sondern als Ziergarten gedacht und eingerichtet worden. Er eignet sich daher für Veranstaltungen, wie die gestrigen, in keiner Weise, denn er ist weder ein Ablagerungsplatz für Stullenpapiere (à la Grunewald an Sonntagen), noch sind sorgfältig gepflegte Rasenflächen und Blumenbeete dazu da, um von Kompagnien im Laufschrift, von Zuschauern und von spielenden Kindern zerstampft zu werden. Ebenso wenig wie Walfishelette und Taufsteine aus den ersten Kirchen Brasiliens sich als „Ranglogen“ für Schulkinder eignen! Zum mindesten muß im Wiederholungsfalle die Staatsregierung durch ein starkes Polizeiaufgebot den Festteilnehmern den Unterschied zwischen Wegen und Anlagen plausibel machen.

Auch auf den Bahnlagen der Companhia Paulista, die im allgemeinen mit Recht als gutverwaltet gilt, ist zuweilen Grund zur Klage vorhanden. So nehmen gegenwärtig z. B. die Stationen Campos Salles und Falcão Filho jener Bahn schon seit einigen Tagen keinen Kaffee mehr zur Verladung an, da ihre Güterschuppen überfüllt sind und Güterwagen zur Verladung fehlen.

Die staatliche Forstverwaltung hat über 700.000 Stecklinge von Eucalypten in Vorrat und ist in der Lage, alle Gesuche zur Lieferung derselben zu er-

füllen. Da aber für die jetzige Pflanzzeit schon Gesuche zur Lieferung von 250.000 Stecklingen vorliegen, so können weitere Ansuchen erst vom 1. November laufenden Jahres ab zur Berücksichtigung kommen. Die Gesuche sind direkt an Herrn Edmundo Navarro de Andrade, Direktor der Forstverwaltung des Staates S. Paulo, zu richten und werden der Reihe nach, wie sie eingehen, erledigt.

— Während der Eröffnungsvorstellung wird unser neues Stadttheater mit dem Parfüm „Ideal Mailglöckchen“ der Firma Gustav Lohse in Berlin parfümiert werden. Dasselbe Produkt wird nach dem gleichen bei uns zur Verwendung kommenden System an den Gala-Abenden in den Königlichen Theatern in Berlin angewandt. Es ist von einem wunderbaren Effekt, indem es die Illusion erweckt, als ob sich innerhalb des Theaters ein Blumengarten befände. Die Firma Gustav Lohse ist bekanntlich vom Deutschen Kaiser mit dem Hoflieferantentitel ausgezeichnet worden, und das mit Recht, denn ihre Produkte sind den besten französischen Marken durchaus ebenbürtig.

— Nach langem, schwerem Leiden verschied am letzten Sonnabend in Bad Elster in Deutschland Fran Elisa Salles de Moraes Barros, Gattin des Bundesdeputierten Dr. Paulo de Moraes Barros und Schwägerin des Staatsdeputierten Dr. Antonio de Moraes Barros, des hier ansässigen Arztes Dr. Nicolans de Moraes Barros, sowie der Herren Pedro und Jorge de Moraes Barros.

— Am Dienstag wurde hierselbst die Gründung der Aktien-Gesellschaft „Pensionato da Familia“ vollzogen, deren Zweck die Verteilung einer Pension von monatlich 300 Mfreis an die Erben ihrer Mitglieder, während der Dauer von 20 Jahren, ist. Die neue Gesellschaft hat ein Kapital von 300 Contos, welches bereits voll gezeichnet ist. Die Nachfrage nach Aktien wie auch die Einschreibung von Mitgliedern in die Versicherungslisten ist bereits sehr rego.

— Die S. Paulo Tramway Light and Power Co. erneuerte an die gesetzgebende Körperschaft des Staates S. Paulo das Gesuch, welches sie schon im Juli dieses Jahres eingereicht hatte, dahingehend, ihr für die in Pan d'Alho und Pirapora projektierten Arbeiten zur Gewinnung elektrischer Kraft die gleichen Vorrechte zu gewähren, welche sie bereits durch das Gesetz Nr. 677 vom 12. September 1899 genießt. Die Light will in Pau d'Alho am Fluß Tieté, 15 Kilometer von Itu entfernt, ein Wasserwehr errichten. Dieses Wehr wird ungefähr 40 Meter hoch werden und ein Bassin bilden, aus dem das Wasser durch Rohrleitungen in das Maschinenhaus geführt wird. Das Maschinenhaus soll am Ufer des Tieté in einer Entfernung von 500 Metern vom Wasserreservoir erstellt werden. Es wird mit den nötigen Turbinen und Kraftherzeugungsmaschinen ausgestattet sein und eine Kraft bis zu 50.000 Pferdestärken liefern können. Diese elektrische Kraft wird nach dem Kraftthause in Parnahyba und von dort nach der Hauptstadt und anderen Punkten geleitet werden, an welchen die Light and Power Konzession zur Licht- und Kraftlieferung besitzt. Außerdem wird eine Transmissionslinie von Parnahyba nach dem Kraftthause geführt werden, welches die S. Paulo Electric Company in Sorocaba zu erbauen beabsichtigt. Die S. Paulo Electric Company richtete ebenfalls an den Kongreß des Staates S. Paulo das Ersuchen, ihr die gleichen Vergünstigungen und Expropriationsrechte für ihre am Sorocabafusse auszuführenden Baulichkeiten zu gewähren, wie sie der Light and Power früher bewilligt wurden. Beide Gesuche sind von den nötigen Dokumenten begleitet. — Eine Bemerkung zu dem oben Angeführten ist am Platze. Die Erteilung von Konzessionen, die

dem Fortschritt des Landes dienen und für Handel, Industrie und Verkehr so ungeheure Vorteile bringen, wie die Einrichtungen des elektrischen Lichtes und der elektrischen Kraft, ist sehr wünschenswert und verdient die vollste Unterstützung. Nur sollte den betreffenden Konzessionären dann auch gleichzeitig die Verpflichtung auferlegt werden, die Preise nicht zu hoch zu schrauben. Gewiß soll eine Gesellschaft, die so bedeutende Kapitalien anlegt, verdienen, ja sogar gut verdienen, damit die ausländischen Gelder immer leichter ihren Weg nach Brasilien finden. Aber das Publikum darf dabei nicht in unverschämter Weise ausgebeutet werden. Die Kirche muß sozusagen im Dorfe bleiben. Man weiß heutzutage hier schon mehr oder weniger, was ein solches Unternehmen Dividende abwerfen kann. Man sollte daher auch bei Erteilung der Konzession die Licht- und Kraftpreise einer Prüfung unterziehen und einen Maximalpreis für die Kilowattstunde festsetzen. In S. Paulo hatten wir in den ersten Jahren furchtbar hohe Preise und es hat große Anstrengungen verursacht, die Preise einigermaßen annehmbar zu gestalten. Vorsicht ist also bei Konzessionen geboten.

S. Paulo, Sonnabend, den 9. September.

— Am 9. August lief auf der Werft von Blohm und Voß in Hamburg der Doppelschraubendampfer „Cap Finisterre“ vom Stapel. Hunderte von Gästen und Zuschauern hatten sich eingefunden, um das bekannte und doch immer wieder so schöne Bild mit anzusehen. Diesmal galt es zudem, ein Schiff aus der Taufe zu heben und seinem Elemente zu übergeben, das berufen ist, Zeugnis abzulegen von hamburgischem Unternehmungsgeist und heimischer Kunst wie wenige zuvor. Die Rhederei, die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft und die Erbaner Blohm und Voß können mit Recht stolz sein auf dieses jüngste Kind der Hamburger Flotte. Zur Feier waren denn auch Aufsichtsrat und Vorstand der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft und der Werft erschienen: Baron von Ohlendorff, O. Ruperti, die Direktoren Th. Amsinck, Eggert, Kropp, ferner Herr Max Schinckel, Herr Blohm, Direktor Rosenstiel n. a. m. Außerdem sämtliche Verloader und die Konsuln der Länder, in denen Schiffe der „Hamburg-Süd“ verkehren. Die Taufe vollzog Fräulein Poelchau, eine Enkelin des Herrn Ruperti; in poetischer Form wünschte die hübsche Patin dem Schiffe glückliche Fahrt. Das 16.000 Tons große Schiff, dessen Fahrgeschwindigkeit bei einer Maschinenstärke von 11.000 Pferdekraften 17 Knoten pro Stunde beträgt, weist eine Länge von 170 Metern und eine Breite von 20 Metern auf. Daß es hinsichtlich der Unterbringung und Verpflegung der Passagiere sowie in hygienischer Beziehung den weitestgehenden Anforderungen genügt, mögen die nachstehenden Angaben erweisen. Die erste Klasse, für die allein 297 reguläre Betten (die Reservebetten nicht mitgerechnet) in luftigen, hohen, durchweg mitschiffs belegenen Zimmern vorgesehen sind, erstreckt sich über nicht weniger als sechs Decks. Die Luxuszimmer und Luxuskabinen, sämtlich mit eigenem Bad und Toilette, liegen auf dem Oberdeck. Vier vollständige Luxuswohnungen bestehen aus je einem großen Wohnzimmer, Schlafzimmer, Bad, Wasserklosett und einer Bedientenkammer und sind auf dem vorderen Teil des Oberdecks plazierte; ihre Einrichtung ist in denkbar vorzüglichster Weise durchgeführt. Auf dem zweiten Promenadendeck der ersten Klasse, auf dessen vorderem Teil, befindet sich der Wintergarten, dieser in ähnlichen Dimensionen, wie etwa auf den Riesenschnelldampfern der nordamerikanischen Passagierfahrt. Der Garten ist von einer gewaltigen Glas-

Caixa Mutua de Pensões Vitalicias

Älteste Unterstützungskasse in Brasilien
Depot von 200:000\$000 als Garantie
beim Bundesschatz

Hauptsitz Travessa da Sé (Eig.Gebäude) São Paulo 530 Korrespondenten verteilt über alle Staaten Brasiliens Gezeichnetes Kapital 16,225:700\$000 Immobilien-Fonds 2459:400\$000 Eingetragene Mitglieder bis zum 19 dieses Monats 56 854	Filiale Rua José Mauricio 115 sobr. Rio de Janeiro
--	--

Pensionen:

ABTEILUNG A Monatliche Einzahlungen von 1\$500 während 2 Jahre ge- ben das Recht auf eine lebens- längliche Pension Statuten etc werden auf Verlangen gratis abgegeben.	ABTEILUNG B. Durch monatliche Einzahlun- gen von 5\$000 erwirbt man das Recht auf eine lebens- längliche Pension nach 10 Jahren
---	---

kuppel überdacht, die dem Raume den Charakter einer hohen Halle verleiht. Ein lauschiger Springbrunnen und andere künstlerische Anlagen sowie reiche Ausstattung mit lebenden Pflanzen und frischen Blumen aller Art werden den Wintergarten zu einem beliebten Aufenthaltsort machen. Durch eine Treibhausanlage an Bord ist dafür Sorge getragen, daß der kundige Gärtner, dessen Obhut der hübsche Raum anvertraut ist, jederzeit die Gewächse durch frische Exemplare ersetzen und ergänzen kann. Als einzigartig darf aber eine Neuerung bezeichnet werden, die dem „Cap Finisterre“ schnell die Sympathien aller Reisenden gewinnen und erhalten wird: die Errichtung eines geräumigen Schwimmbades auf dem zweiten Promenadendeck, etwa 100 Fuß über dem Wasserspiegel. Sein eisernes, mit weißen Kacheln ausgekleidetes Bassin wird mit andauernd frisch zufließendem, temperiertem Seewasser gefüllt sein. Badezellen, Sonnen- und Luftbäder, eine Turnhalle usw. fehlen ebensowenig wie Bibliothek, Reisebureau und Dunkelkammer. Gegenüber der vorstehend geschilderten weitgehenden Fürsorge für die Passagiere der ersten Klasse weist die zweite Klasse nur geringe Abweichungen auf, und auch für das Wohlbefinden ihrer Insassen ist aufs beste Sorge getragen. Die Einrichtung und Ausstattung der Zimmer dieser Klasse, die für 102 Passagiere vorgesehen sind und auf dem Hauptdeck Platz gefunden haben, ist der **ersten** Klasse fast gleichwertig zu erachten. Der mit künstlerischem Geschmack ausgestattete große Speisesaal steht durch einen breiten Vorraum mit dem Damensalon und dem Rauchzimmer, die beide in vornehmem Stile gehalten sind, in Verbindung. Von ihm führt eine breite Treppe nach dem Promenadendeck der zweiten Klasse, das auf dem Salondeck liegt und freien Ausblick nach beiden Seiten gewährt. An Zwischendeckern vermag der Dampfer 870 aufzunehmen, deren Unterbringung zu gleichen Teilen im Vorder- und im Hinterschiff erfolgt. Wie in den übrigen Klassen, sind auch hier gegenüber den bisherigen Verhältnissen wesentliche Verbesserungen eingeführt. Insbesondere wird es angenehm empfunden werden, daß eine breite Verkehrspassage unter Deck, die durch das ganze Schiff durchgeführt ist, jederzeit die Verbindung zwischen den beiden Gruppen ermöglicht. Die Räume für die Zwischendecker sind reichlichst bemessen; die Beleuchtung ist gegen früher wesentlich vervollkommenet und die Möglichkeit einer gründlichen Lüfterneuerung in allen Räumen geschaffen worden. — So darf man mit Recht behaupten, daß „Cap Finisterre“ an Größe, Komfort und Einrichtung alles übertreffen wird, was

an Schiffen bis heute zwischen Europa und Südamerika verkehrt.

In letzter Zeit ist viel falsches Geld in den Verkehr gekommen und zwar waren es besonders 100 Milreis-Scheine der letzten Emission. Sie sind so vorzüglich gefälscht, daß sie von den echten Noten nur schwer zu unterscheiden sind. Die Polizei hat des öfteren schon, wie wir auch berichteten, Personen festgenommen, die diesem verbrecherischen Gewerbe oblagen. Indessen konnte niemals entdeckt werden, wo eigentlich die Fälskate fabriziert wurden; man vermutete nur, daß dieselben aus dem Auslande stammen. Dieser Verdacht hat sich jetzt bestätigt, indem man in Buenos Aires eine Fabrik ausfindig machte, in welcher falsche brasilianische Geldscheine hergestellt werden. Die Polizei in Rio de Janeiro verhaftete eine Person, die falsche Noten an den Mann zu bringen versuchte und in deren Besitz man Briefe fand, die darauf schließen ließen, daß die Fälskate von Buenos Aires kommen. Die Polizei der argentinischen Hauptstadt wurde in diesem Sinne verständigt und nach sofort eingeleiteten Recherchen verstärkte sich der Verdacht, daß ein gewisser Jorge Rimbault, mit dem Spitznamen „El Francez“ und ein Mann namens Arnaldo Pedretti, vulgo „Pera“, bei den Fälschungen beteiligt sein könnten. Diese zwei sauberen Patrone waren bereits früher in Fälschungsprozessen in Argentinien verwickelt; Rimbault erlitt dafür im Jahre 1891 eine achtjährige Gefängnisstrafe, von der ihm nach Verbüßung von 6 Jahren der Rest erlassen wurde. Die Polizei überwachte nun beide haarscharf und bald stellte es sich heraus, daß dieselben zusammenarbeiteten, denn Pedretti besuchte Rimbault sehr oft und hielt sich stundenlang in seinem Hause auf. In letzter Zeit hatte sich ihnen noch ein gewisser Francisco Rapullo zugesellt, der in verdächtiger Weise in den Wohnungen beider ein- und ausging. Nachdem die Beobachtungen eine Zeitlang noch fortgesetzt wurden, schien der Augenblick gekommen zu sein, die drei Individuen dingfest zu machen. Die Polizei verhaftete nun alle drei auf einmal. In den hinteren Räumlichkeiten des Hauses Rua Conde Nr. 1342 in Buenos Aires, in welchem Rimbault mit seinem Diener wohnte, wurde ein Atelier mit einer vollständigen Einrichtung von Apparaten, Drogen und Utensilien zur Anfertigung falschen Geldes vorgefunden. Auf dem Tische lagen noch eine Anzahl unvollendeter, und in einem Ofen mehrere fertige Scheine vor. Unter den mit Beschlagnahmten Gegenständen befinden sich auch lithographische Steine mit Matrizen zur Anfertigung von 200, 100, 50, 20 und 10 Milreisscheinen. Das ganze Material wurde durch die Feuerwehr in das Polizeigebäude transportiert. Als die Verhafteten das Haus Rimbaults verließen, wurden sie auf der Straße von der Menge ausgeplüfht und beschimpft. Das Haus war sehr elegant und komfortabel eingerichtet und besonders das Schlafzimmer Rimbaults wies enormen Luxus auf. Bei der Durchsuchung der Wohnung von Pedretti wurden drei Pakete Papier gefunden, welches dem Papier zur Herstellung brasilianischer Noten vollkommen gleicht. Die Polizei ist der Ansicht, daß die Fälschungen schon seit geraumer Zeit betrieben werden, was auch dadurch bestätigt wird, daß die falschen Scheine von Zeit zu Zeit in Rio, Bahia, Montevideo, Rosario und anderen Städten in Umlauf gesetzt wurden. Wahrscheinlich werden auch noch andere Personen an diesem großen Schwindel beteiligt sein. Sowohl die argentinische als auch die brasilianische Polizei setzt daher die Nachforschungen fort.

— Vor drei Jahren zog Herr Paul Germiani, der viele Jahre hierselbst ansässig war, mit seiner

Familie nach Rio de Janeiro. Da ihm die Erziehung seiner Kinder Schwierigkeiten bereitete, so gab er eine seiner Töchter, Clorinda mit Namen, in die Obhut des Dr. Luiz Ramos, der in der Rua Joaquim Meyer No. 76 wohnte. Clorinda ist 14 Jahre alt und noch wenig entwickelt. Sie klagte oft über schlechte Behandlung im Hause des Dr. Ramos, aber ihr Vater schenkte ihren Beschwerden keinen Glauben, und hörte sie nicht an. Seit dieser Zeit zeigte sich das Mädchen unzufrieden und beschloß auf Anraten einer Angestellten aus dem Hause ihres Wohltäters zu fliehen und nach S. Paulo zurückzukehren. Sie ließ sich am 17. v. M. bei einem Barbier die Haare kurz schneiden und überwand alle Schwierigkeiten, die ihrer Reise entgegentraten. So war sie z. B. ganz mittellos und ohne Reisegeld. Sie wußte aber den Zugführer zu täuschen und kam als blinder Passagier in S. Paulo an. Hier irrte sie mehrere Tage umher und kämpfte mit Schwierigkeiten für ihren Unterhalt. Da lernte sie zufällig einen jungen Burschen kennen, dem sie unter der falschen Vorspiegelung, daß sie für einen armen Menschen ihrer Bekanntschaft bittete, einen vollständigen Anzug und ein Hemd abluxte. Diese Kleidungsstücke legte sie an und suchte und erhielt in dieser Verkleidung, unter dem Namen Luiz, Stellung, mit einem Gehalte von 30 Milreis per Monat, in dem Edison-Cinema in der Rua Maua. Der Abenteuerer Luiz blieb aber hier nicht lange und vermietete sich bald als Kellner in einem Schanklokal niedrigster Ordnung in der Rua Maua 189. Hier erwarb sich der neue Angestellte bald die Sympathien der Gäste. Der Zufall wollte es indessen, daß einer derselben, Luiz Basani, ein Freund der Familie Paul Germiani war und den vermeintlichen Kellner, trotz der Verkleidung, als das Mädchen Clorinda erkannte. Er benachrichtigte sofort den Vater in Rio, der bereits in Unruhe über den Verbleib seiner Tochter war. Derselbe ging darauf in Rio zur Polizei, erklärte den Vorfall und reiste in Begleitung eines Agenten nach hier. Nach einigem Herumsuchen wurde das Mädchen denn auch in dem Schanklokal entdeckt, als sie, immer noch in ihrer Verkleidung als Mann, die Gäste bediente. Clorinda wurde verhaftet und auf der Polizeistation dem diensthabenden Kommissar vorgeführt. Sie blieb auf Wunsch ihres Vaters vorläufig in polizeilichem Gewahrsam, bis derselbe das Weitere veranlaßt haben wird.

— In dem Teil des Urwaldes, der sich zwischen Alto da Serra und Piassaguera an der S. Paula Railway ausdehnt, bemerkten die Bewohner der dort zerstreut liegenden Häuser seit langer Zeit die Spuren eines Jaguars, der durch seine gelegentlichen nächtlichen Raubzüge, zu denen er durch den Hunger getrieben wurde, der Schrecken der ganzen Gegend wurde. Herr Pedro Ferraz, Bewohner eines Häuschens in dem Oertchen Morrão entschloß sich endlich, dem Tiere nachzustellen. Er durchwachte die Nächte und beobachtete besonders diejenigen Punkte, an welchen Spuren von der Anwesenheit des Tieres vorgefunden wurden. Endlich, in der Nacht zum 3. September, bemerkte er in der Dunkelheit, wie sich ein Körper aus dem Waldesdickicht heraus bewegte. In der Nähe befanden sich die Reste eines am Nachmittage getöteten Hundes. Sicher kam das Raubtier, um seine Beute vollends zu verspeisen. Es war ein starkes, schönes Tier von der Größe eines normalen Menschen. Der Jäger, verlor seine Ruhe nicht; als er sah, daß das Tier sich ihm auf Schußweite genähert hatte, drückte ab und der krachende Schuß erweckte das Echo in den Bergen. Gleich darauf ertönte aber auch ein furchtbares Geheul, welches dem Schützen die Ueberzeugung gab, daß er gut getroffen hatte. Der Jaguar wiegt 118 Kilo und hat eine Länge von 1½ Meter vom Kopf bis zum Beginn des Schwanzes gemessen. Herr Albert Blume hat mehrere Photographieen von dem Tier aufgenommen.

— Im vorigen Monat wurde, wie wir seiner Zeit

CASA LUCULLUS

Deutsche.

Colonialwaren-, Delikatessen-, Wein- u. Thee-Handlung
Caixa postal 240 — Rua Direita N. 55 B — S. PAULO

ausführlich berichteten, der Syrier Jorge Dams in flagranti ertappt und verhaftet, als er in einer Apotheke in der Rua Marechal Deodoro eine falsche 100 Milreis-Note an den Mann bringen wollte. Durch die Untersuchung wurde dann die Mitschuld seines Landsmannes Aziz Bethandoni nachgewiesen und noch ein dritter Syrier Nasralla Daruj verhaftet, der des gleichen Verbrechens verdächtig war. Mangels Beweise mußte dieser Letztere wieder auf freien Fuß gesetzt werden. Er konnte also eventuell von neuem seine Betrügereien fortsetzen und dies geschah denn auch prompt am 2. dieses Monats in Mogy das Cruzes. Nasralla versuchte dort einem Geschäftsmanne, bei welchem er kleine Einkäufe gemacht hatte, eine falsche 100 Milreis-Note in Zahlung zu geben. Es war das gleiche Fabrikat, wie es in Buenos Aires mit Beschlag belegt wurde. Das Falsifikat wurde erkannt, Daruj verhaftet und bei der Durchsuchung seiner Sachen noch weitere 6 falsche 100 Milreis-Scheine vorgefunden. Der dritte Polizeikommissar Dr. Ascanio de Cerqueira, der alle Uebertretungen, die mit falschem Gelde zusammenhängen, zu bearbeiten hat, verhörte den Verbrecher, der dieses Mal, in die Enge getrieben, seine Schuld zugab. Die Sachverständigen Antonio Massarioli und José Meirelles, denen die beschlagnahmten Scheine zur Begutachtung vorgelegt wurden, erklärten dieselben für falsch. Das Resultat der polizeilichen Untersuchung wird heute dem Bundesgericht übergeben und Nasralla Daruj von Mogy das Cruzes in das hiesige Gefängnis überführt werden.

S. Paulo, Montag, den 11. Sept.

— Seit sechs Monaten hat die englische Bahn die Kaffeefrachten um 10 Prozent heruntersgesetzt. Um diese Vergünstigung in Kraft treten zu lassen, bedarf es der Bestätigung der Bundesregierung. Diese ist noch nicht eingetroffen, trotz Beschwerden der hiesigen Handelskammer und der Ackerbaugesellschaft, sowie des Präsidenten von Minas. Die Tribuna de Santos hat sich der Angelegenheit ebenfalls angenommen und ihre Ausführungen kann man Wort für Wort unterschreiben. Im vorigen Jahre hat die Sorocabana Railway bedeutende Preisreduktionen für die Frachten bewilligt, welche bis heute, also nach einem ganzen Jahre, noch nicht in Kraft treten konnten, weil die Bundesregierung, von der die Bestätigung abhängt, dieselbe bis heute noch nicht gegeben hat. Vor sehr langer Zeit haben alle Eisenbahnen des Staates S. Paulo gemeinsam eine ganze Reihe von Transportverbesserungen und Frachtermäßigungen beschlossen, welche von der Genehmigung der Bundesregierung abhängt. Diese Vorgänge sind eine neue Illustration zur brasilianischen Devise „Ordem e Progresso“. Wenn man dagegen die Schöneredereien einiger unserer großen Helden hört, u. ihre Art und Weise sich zu beweihräuchern mit ansieht, dann kann man angesichts dieser Tatsachen die ganze Liebe zu diesem schönen Lande verlieren und ist gezwungen, denjenigen Recht zu geben, welche im Auslande den Fortschritt Brasiliens mit mißtrauischen Blicken verfolgen und uns immer noch nicht einen Platz in den vorderen Reihen der Kulturenationen einräumen wollen.

— Zwei hier wohnenden Deutschen, den Herren Germano Fornes und Paul Harves, die um die Natu-

ralisierung als brasilianische Bürger nachgesucht haben, wurden im Ministerium des Innern die Bürgerbriefe ausgestellt.

— Auf das Ausschreiben eines Wettbewerbs der Munizipalpräfektur zur Lieferung eines großen Kessels für das hiesige Schlachthaus ist nur ein Angebot erfolgt und zwar von der Firma Bronberg, Hacker & Comp.

— Der Ackerbausekretär beabsichtigt einen Sachverständigen nach der Fazenda „Conehal“ zu schicken, um die verschiedenen Terrains zu untersuchen, die ihr Besitzer Carlos Augusto Rodrigues Pinho dem Staate zu verkaufen beabsichtigt.

— Herr Jorge Kriechbaum, Chef der technischen Abteilung des Landvermessungs-, Kolonisations- und Einwanderungs-Wesens im Ackerbausekretariat, reiste nach der Kolonie Nova Europa. Er wird daselbst die Vermessung der letzten Landstücke vornehmen, welche jüngst der Kolonie angegliedert wurden.

— In vielen Munizipien des Staates ist die Kaffee-Ernte bereits beendet. Dieselbe ist erheblich kleiner ausgefallen, als man erwartete.

— Die Light and Power sollte sich ein klein wenig mehr um die Bequemlichkeit ihrer Fahrgäste kümmern und Uebergriffe, die sich einzelne erlauben, zurückweisen. So kam man des Morgens früh in den ersten Bonds, welche aus den Vororten zur Stadt fahren, die Beobachtung machen, wie die Milchhändler ihre großen Kannen vor und neben sich stellen und so das Ein- und Aussteigen anderer Fahrgäste hindern und auch gar nicht in geringsten daran denken, Platz zu machen. Das ist eine Rücksichtslosigkeit, die der dringendsten Abhilfe bedarf. Entweder müssen die Milchhändler ihre Kannen auf den Plattformen des Wagens unterbringen oder überhaupt, was das praktischste wäre, in den Beiwagen schaffen. Vielleicht richtet sich der Verkehrsleiter der Light and Power einmal nach den Bedürfnissen des Publikums.

— In Poços de Caldas verstarb der hier allgemein bekannte und sehr hochgeschätzte Dr. Eugen Hussak. Zu Wildon geboren, studierte Eugen Hussak in Graz und Leipzig Philosophie und machte in der letzten Stadt seinen Doctor philos. Senna can laude. Kurz nach seiner Promotion kam er an die geologische Reichsanstalt in Wien und folgte später einem Rufe nach Kiel, von wo er nachher als Privatdozent an die Universität Bonn kam. Bereits in Wien schrieb Dr. Eugen Hussak ein größeres Werk über Geologie, das, in mehrere Sprachen übersetzt, eine große Verbreitung fand und in fachmännischen Kreisen seinen Ruf als tüchtiger Gelehrter begründete. Nach dreijähriger Lehrtätigkeit in Bonn folgte Dr. Hussak einer Einladung seines Schülers Giordano Costa Machado nach Brasilien. Kurz nach seiner Ankunft berief ihn Kaiser Dom Pedro II. als Lehrer seines Enkels Pedro Augusto. Nach der Erklärung der Republik trat Dr. Eugen Hussak in die „Commissão Geographica e Geologica do Estado de S. Paulo“ ein, der er 20 Jahre angehörte und der er durch sein weites Wissen und durch seinen echten Gelehrtenfleiß große Dienste leistete. In diesen Jahren machte er ausgedehnte wissenschaftliche Reisen, auf denen er viele neue Mineralien entdeckte und klassifizierte. Er erfindet auch ein neues Verfahren für die Aufbereitung des Golderzes, welches für die Minenindustrie von großer Wichtigkeit wurde.

Eine richtige und bescheidene Gelehrtennatur, hat Dr. Eugen Hussak sich zahllose Freunde erworben, hauptsächlich in den Kreisen seiner Kollegen in der geologischen Kommission und unter den Gelehrten des Landes, das seine liebe Heimat geworden.

Dr. Eugen Hussak war verheiratet mit Frau Her-

mine geb. Hennies, Schwester unserer Mitbürger, der Herren Heinrich und Theodor Hennies. Er hinterläßt zwei Kinder im zarten Alter. Friede seiner Asche und Ehre seinem Andenken! Den Hinterbliebenen des tüchtigen Mannes unser herzlichstes Beileid.

— Am Sonnabend abend brannte das an der Rua S. Bento Nr. 24 etablierte Eisenwarengeschäft des Herrn Luiz de Souza nieder. Das Geschäft hatte erst vor kurzem von der Praça Antonio Prado, wo es sich in dem jetzt abgebrochenen Hause befand, den Umzug nach dem neuen Lokal vollzogen und war finanziell sehr gut situiert. Wie das Feuer entstanden ist, wissen der Eigentümer und seine Angestellten sich nicht zu erklären. Das Haus war bereits seit zwei Stunden geschlossen, als das Feuer ausbrach und beim Weggehen des Personals hat man nichts gemerkt, obwohl, wie gewöhnlich, eine genaue Nachschau gehalten worden ist. Die Feuerwehr hat bei diesem Brande wieder ein glänzendes Zeugnis ihrer ausgezeichneten Organisation abgelegt und der Bevölkerung die Vorzüglichkeit ihrer Ausrüstung gezeigt. Drei Minuten nach dem durch den automatischen Signalapparat gegebenen Zeichen waren drei Wagen mit allem Nötigen zur Stelle und in Nu, bevor das umstehende Publikum überhaupt etwas gesehen, ergossen sich die dicken Wasserstrahlen in die Flammen und in weniger als einer halben Stunde war das Feuer, das so wütend um sich gegriffen, erstickt, so daß die Feuerwehr sich zurückziehen konnte. Von den benachbarten Häusern wurde das Musikaliengeschäft von E. Bovilacqua n. Co. mit vom Feuer ergriffen. Bei einer mündlichen leistungsfähigen Feuerwehr hätten wir dann bei der Geschlossenheit des Häuserviertels mit dem Windzuge, der vom Viadukt herüberkam, wohl wieder ein großes Schadenfeuer erlebt. Die beiden Geschäfte, das, in dem das Feuer entstand, und das, welches in Mitleidenschaft gezogen wurde, waren versichert und dürfte der angerichtete Schaden somit gedeckt sein; traurig ist es aber, daß einige von der Malerin Leonore Malfati im Schauensfenster von E. Bovilacqua n. Co. ausgestellte Bilder mitverbrannt sind. Die arme aufstrebende Künstlerin, die durch das Ausstellen ihrer Werke für diese Reklame machen und gute Käufer finden wollte, ist am meisten geschädigt, denn die Bilder waren nicht versichert und alle an ihre Ausstellung geknüpften Hoffnungen auf Ertrag und Erfolg waren schon in wenigen Stunden — sie hat die Bilder erst am Sonnabend zu der Firma gebracht — in Asche verwandelt.

S. Paulo, Dienstag, den 12. Sept.

— Um mit allen Gesellschaftskreisen in Fühlung zu kommen, hält der Kaiserlich Deutsche Konsul, Herr Dr. von der Heyde, nächsten Sonnabend, den 16., um halb neun Uhr, in seiner Wohnung, Avenida Paulista 110, offenes Haus. Die Herren der deutschen Kolonie ohne Unterschied sind eingeladen. Hoffentlich folgen recht viele Herren der freundlichen Einladung und bringen einen echten Humor mit zu dem Abend.

— Aus der Vorstadt Braz kommen beunruhigende Nachrichten über das Umsichgreifen der Pocken daselbst. Man spricht sogar davon, daß viele Fälle der Behörde verheimlicht werden und soll dies besonders in der Rua Oriente und den derselben benachbarten Straßen der Fall sein. Dadurch wird der Ausbreitung der Krankheit natürlich nur Vorschub geleistet. Es ist ganz unglaublich, wie gewisse Kreise nicht zu belehren sind und bei dem Auftreten von Epidemien alles tun, um die Maßnahmen der Behörden zu hintertreiben. Damit setzen sie sich selbst und ihre Mitmenschen nur größeren Gefahren aus. Die Sa-

nitätsbehörden müssen und werden ihre Aufmerksamkeit daher verdoppeln, das Publikum soll sie dabei unterstützen, sonst haben wir, trotz unserer nicht schlechten Sanitätsrichtungen, in kurzer Zeit eine regelrechte Pockenepidemie in unserer Stadt. — Aus Araraquara kommt ebenfalls die Nachricht von dem starken Auftreten dieser Krankheit. Am Sonnabend allein wurden 50 Pockenfälle konstatiert, was im Verhältnis zur dortigen Bevölkerungszahl garnicht wenig ist. Viele Familien haben bereits die Stadt verlassen.

— Unser Kollege „Diario Popular“ verlangt, daß die Polizei in den Theatern das „da capo“ unterdrücken solle, indem sie die Theaterdirektionen auffordere, ihren Schauspielern oder Sängern irgendwelche Wiederholungen zu verbieten. — Wir können diese berechnete Forderung nur unterschreiben. Zeit wäre es ja wirklich, daß mit den Mißbräuchen, die sich einige allzu begeisterte Theaterbesucher erlauben, indem sie in unflätiger Weise die übrigen Anwesenden überschreien und Wiederholungen verlangen, einmal aufgeräumt würde. Ob aber der einzuschlagende Weg das allgemeine Verbot durch die Polizei an die Theaterdirektoren ist, möchten wir in Frage stellen, da wir erstens nicht glauben, daß der Polizei nach dieser Richtung hin überhaupt ein Recht zusteht, und zweitens ist in einzelnen Fällen dem Publikum im allgemeinen auch eine Wiederholung erwünscht und es hat doch gewissermaßen ein Recht darauf, indem das Vergnügen ja bezahlt wird. Die Polizei sollte diejenigen, die sich durch lautes Rufen und Schreien in unliebsamer Weise bemerkbar machen, zurechtweisen und eventuell aus dem Theater entfernen.

— Die Herren Joaquim Coutinho und Neves Jr. erhielten von der Stadtverwaltung in S. Luiz do Parahytinga das ausschließliche Recht auf 20 Jahre, die Wasserfälle der Flüsse Parahytinga und Parahybuna, die bei der genannten Ortschaft liegen, auszunutzen. Das Privileg garantiert ihnen die elektrische Licht- und Kraftlieferung für die Stadt, dagegen haben sich die Konzessionäre verpflichtet, eine Weberei im Munizip zu erbauen. Außerdem bewilligte die Stadtverwaltung Steuerfreiheit auf 20 Jahre für alle industriellen Anlagen, die dort entstehen werden und die das elektrische Licht und die gleiche Kraft benutzen werden. Die Herren Coutinho und Neves wurden schon angegangen, ihr Privileg zu verkaufen, sie sind indessen schon dabei, selbst eine Gesellschaft zu gründen, denn die Industrie in der dortigen Gegend ist sehr gewinnbringend, da die Arbeitslöhne niedrig sind.

— S. Paulo und Botucatu werden demnächst telephonisch verbunden werden.

— Die Direktion der Sorocabana Railway beabsichtigt noch einen weiteren Expresßzug laufen zu lassen, so daß täglich drei Züge zwischen S. Paulo und dem Süden des Staates verkehren werden. Der neue Zug soll von S. Paulo um 7 Uhr morgens abfahren. Der vom Süden kommende wird zwischen 8½ und 9 Uhr morgens hier eintreffen.

— Die Herren Cardoso & Filho übersandten uns einen sehr sauber ausgeführten Uebersichtsplan über die Plätze des Munizipal-Theaters. Besten Dank für die Aufmerksamkeit.

— Von Herrn Dr. Alcantara Machado wurden der Präfektur die Klagen des Publikums wegen des mangelhaften Telephondienstes in den letzten drei Wochen unterbreitet. Der Geschäftsleiter der Telephongesellschaft Herr W. Whyte Gaily legt nun in einer längeren Zuschrift die Gründe auseinander, die die schlechte Bedienung der Abonnenten verursachten. Er führt darin aus, daß, um dem großen Anwachsen der Stadt Rechnung zu tragen, die Gesellschaft einen neuen großen Umschalter modern-

sten und besten Systems angeschafft hat. Dieser sei nach dem sogenannten Zentralisationssystem eingerichtet, d. h. die Drähte nach allen Richtungen werden in einem einzigen Zentralschalter vereinigt, so daß alle verlangten Verbindungen sofort direkt, ohne Zwischenzentralen, vor sich gehen können. Dadurch soll viel Zeit erspart werden und die Reklamationen des Publikums verringert werden können; bei Zwischenzentralen, wie sie Buenos Aires und Rio de Janeiro besäßen, müßte der Dienst notgedrungen viel schlechter und die Reklamationen des Publikums infolgedessen viel größer sein. Die Umlegung der Drähte von dem alten nach dem neuen Umschalter habe vor 20 Tagen begonnen und werde hoffentlich in dieser Woche beendet sein. Es müsse dabei sehr vorsichtig zu Werke gegangen werden, da die Arbeit kompliziert sei und die Einarbeitung des Personals einige Zeit erfordere. Außerdem sei die Herstellung des elektrischen Gleichgewichtes sehr schwer und kompliziert und aus diesem Grunde hätte die Gesellschaft schon vorher avisirt, daß der Dienst während der Zeit der Reparaturen nicht einwandfrei wird sein können. Jedes Kabel, welches durchgeschnitten werden müsse, unterbreche 200 Telephonverbindungen, deren Besitzer wenigstens für 20 Stunden von jeder Verbindung abgeschlossen bleiben.

Die Neuverbindungen für die neuen Schalttische werden in größter Eile in ununterbrochener Arbeit Tag und Nacht bewerkstelligt, dabei seien aber Irrtümer in der Verbindung nicht zu vermeiden, die nachher einzeln herausgesucht und erst in die Reihe gebracht werden müssen, bevor an die Umlegung neuer Kabel oder die Errichtung der Verbindungen nach anderen Schalttischen gegangen werden kann. Die Ursache mancher Störungen sei das Durchbrennen der Glieder, welches durch die hohe elektrische Spannung besonders bei den Abonnenten im Zentrum, die nur wenig von der Zentrale entfernt liegen, vorkomme. Die Gesellschaft habe, um diese Uebelstände abzuheben, bereits telegraphisch im Auslande, da im Inlande keine solche Fabriken existieren, 1500 Kondensatoren bestellt, die in die Leitungen eingeschaltet werden sollen, um den elektrischen Strom auszugleichen. Auch neue widerstandsfähigere Gelenke sollen angebracht werden. In normalen Zeiten wären 4300 Defekte per Monat vorgekommen, jetzt seien 30 Mann mit nichts anderem als Untersuchung der Klagen des Publikums und ihrer Abhilfe beschäftigt. Der Telephondienst hätte sich in den letzten Tagen wesentlich verbessert und in kurzer Zeit hoffe er denselben bis zu den Grenzen des Menschenmöglichsten verbessert zu haben. — Soweit der Bericht des Geschäftsleiters der Telephongesellschaft, an dem wir nichts auszusetzen haben und an dessen Versprechungen für die Zukunft wir nicht im Geringsten zweifeln. Aber sollte nicht auch ein kleines bißchen Nachlässigkeit im Dienst, nicht gerade im jetzigen Augenblick, nein schon früher vor Beginn der Reparaturen vorhanden gewesen sein? Denn die Klagen über schlechte Bedienung bei den Telephonverbindungen datiert nicht seit heute und gestern, sondern besteht schon seit langen Jahren. Wohl wollen wir zugeben, daß auch die frühere Verwaltung viel gesündigt hat und zwar besonders in der Anlage der Linien. Die Gründer hatten bei der Anlage nur recht hohe Dividenden im Auge und bei den ersten Direktoren, nicht den technischen Leitern, hat wohl bisher der Grundsatz gegolten „Après nous le déluge“. Wie dem aber nun auch sei, hoffen wir, daß die Versprechungen des Leiters der Telephongesellschaft in Erfüllung gehen und wir recht bald einen tadellosen Dienst haben werden.

Munizipien.

Vom 6. September.

Campinas. Hier verhaftete die Polizei einen Neger, der im Verdachte steht, den Geschäftsmann Max Schneider in Cosmopolis ermordet zu haben. Die Polizei bewahrt das strengste Geheimnis, so daß es nicht möglich ist, den Namen des Verhafteten zu erfahren.

Limeira. Hier wurde der Hofbesitzer Ferdinand Hoff am Donnerstag abend von drei Strolchen angegriffen, welche es anscheinend auf einen Raub abgesehen hatten. Dieser Plan mißlang ihnen aber. Um 10 Uhr abends erschienen sie vor dem Hause Hoffs, welches im Stadtviertel Porto gelegen ist und baten um die Erlaubnis, zur Verkürzung des Weges den Durchgang des Anwesens benützen zu dürfen. So wie Hoff das Tor geöffnet hatte, bedrohten ihn die Strolche, welche ihre Gesichter mit Taschentüchern bedeckt hatten, und verlangten die Herausgabe des ganzen Geldes, das er im Hause besitze. Als er aber erklärte, daß er überhaupt kein Geld im Hause besitze, erhielt er von einem der Räuber zwei wuchtige Hiebe über den Kopf und das Bein. Die Polizei sucht die Täter zu ergreifen.

Santo Amaro. Hier hat sich am Montag eine blutige Szene abgespielt. Gegen 8 Uhr abends wurde die Polizei verständigt, daß sich an dem „Corredor“ benannten Orte die Leiche eines Mannes befinde, der vor zwei Monaten einen Mordversuch auf seine eigene Mutter unternahm. Der Polizeikommissar begab sich in Begleitung einiger Polizisten und eines Schreibers an den bezeichneten Ort und fand den eutseelten Körper eines Mannes, in dem man sogleich den in Santo Amaro wohnenden Guilherme Branco de Miranda erkannte. In der rechten Hand hielt derselbe noch ein langes Messer. Er wies einige tiefe Wunden am Kopfe auf, die unzweifelhaft den Tod herbeigeführt hatten. Die Leiche wurde nach dem Obduktionshause geschafft. Man vermutet, daß der Bruder des Ermordeten, Landelino Branco de Miranda, das Verbrechen begangen hat. Er wird von der Polizei gesucht.

S. José dos Campos. Der Geschäftsmann Fernandes da Cruz wird hier eine Makkaronifabrik errichten. Die Maschinen sind bereits in Europa bestellt worden.

Vom 8. September.

Santos. Der Matrose Charles Laken von der Besatzung des englischen Segelschiffes „Engelhorn“, welches am Magazin Nr. 1 am Quai löscht, widersetzte sich in der Trunkenheit einem Steuermann desselben Schiffes. Er wurde von der Hafenpolizei verhaftet und mit einem Memorandum dieser Behörde dem Polizeikommissar Dr. Bias Bueno überwiesen, der ihm hinter schwedischen Gardinen Zeit gewährte, seinen Rausch auszuschlafen.

Campinas. Der Streik der Maurer dauert fort. Die Ausständigen verhinderten in letzter Zeit, daß Arbeitswillige irgendwelche Arbeit annahmen. Die Polizei zeigte sich machtlos gegen dieses Verhalten, was zu bedauern ist, da aus diesen Uebergriffen der Streikenden ernste Konflikte entstehen können, deren Folgen nicht vorauszusehen sind. — Die Arbeiter verlangen ihr Versammlungsrecht und ihre Bewegungsfreiheit, das ist ihr gutes Recht und die Verfassung gesteht es ihnen auch zu. Nun ist aber auch an ihnen, die Gesetze zu respektieren und niemanden an der Ausübung seines freien Willens zu hindern.

Campinas. Der am Montag festgenommene Schwarze heißt José de Godoy und gestand ein den Geschäftsmann Max Schröder in Cosmopolis erschossen zu haben. Er hat das Verbrechen aus Rache getan, weil er von dem Hunde des Schröder gebissen wurde. Es scheint aber, daß der Beweggrund doch ein anderer ist und die Polizei setzt ihre Nachforschungen nach dieser Richtung hin noch fort.

Araraquara. Auf eine entsetzliche Weise ist der kleine 23 Monate alte José, Sohn des Frederico Goldoni aus der Rua 1 ums Leben gekommen. Als der Vater von der Straße ins Haus zurückkehrte, fand er das Kind an dem Schutzpfosten des Bettes am Halse hängend vor. Er rief sofort einen Arzt herbei, doch waren alle Wiederbelebungsversuche umsonst. Die Polizei wurde benachrichtigt und der Kommissar leitete die notwendigen Maßregeln ein.

Vom 11. Sept.

Santos. Dieser Tage kam hier eine Spitzbubenbande an, auf die man von Rio aus bereits fahndete. Dieselbe begann sofort ihr verbrecherisches Handwerk, wurde jedoch von der Polizei aufgestöbert und acht an der Zahl in einem Hotel niedrigster Ordnung verhaftet. Zwei fehlen noch, nach denen die Nachforschungen fortgesetzt werden.

Campinas. Die Polizei ergreift Vorsichtsmaßregeln, um Ausschreitungen der streikenden Maurer gegen ihre arbeitswilligen Kollegen zu verhindern. Geheimpolizisten durchqueren zu diesem Zwecke die Stadt und besuchen diejenigen Punkte, an denen sich die Streiker aufzuhalten pflegen. Den Arbeitswilligen wurde die Versicherung gegeben, daß die Ordnung aufrecht erhalten und sie in ihrer Arbeit nicht gestört werden würden.

Jundiahy. Vor einigen Tagen kam hier eine Mulattin Namens Benedicta Maria Rosa, ein Mädchen von leichten Sitten, welche bei ihrer Freundin Ricardina Corrêa Lima in der Rua Prudente de Moraes 49 Unterkunft fand. Am Sonnabend morgen, als Ricardina aufstand, vermißte sie ihre Freundin und fand dieselbe dann später leblos im Closet des Hauses liegend vor. Das Mädchen hatte Selbstmord begangen und zu diesem Zwecke ihre Kleider mit Petroleum begossen, welches sie dann anzündete. Bei der verkohlten Leiche fand man eine Petroleumflasche. Auf dem Kirchhofe wurde die Obduktion vorgenommen und darauf die Beerdigung vollzogen. Das Motiv der Tat wird von einer Seite aus unglücklicher Liebe hergeleitet, nach anderen Berichten war die Selbstmörderin schwachsinnig.

Casa Branca. In letzter Zeit sind die Kolonisten auf verschiedenen Fazenden in ihren Häusern von bewaffneten Banditen überfallen und beraubt worden. Bei einem Ueberfall leisteten die Kolonisten Widerstand und es entstand ein regelrechtes Gefecht. Die Polizei unternahm Streifzüge, um die Bande festzunehmen, deren Rädelsführer sich nach S. José do Rio Pardo begeben haben sollen.

Amparo. In diesen Tagen wird die neue Streichholzfabrik der Firma Gilho Gomes & Co. den Betrieb beginnen. Die Maschinen sind bereits alle montiert und ausprobiert und scheinen allen Anforderungen genügen zu können.

Vom 12. September.

Santos. Die Statistik der Handelskammer weist für die Monate Juli und August den Export von 1.567.341 Sack Kaffee nach, die auf die Schiffe der verschiedenen Gesellschaften verladen wurden. Die größte Anzahl, 282.520 Säcke, transportierte die Hamburg-Amerika-Linie, dann kommt Lamport u. Holt mit 269.607 Sack, der Norddeutsche Lloyd von Bremen mit 163.598 Sack, die Gesellschaft Austro-Americana mit 131.954 Sack, die Prince-Linie mit 119.357 Sack, der Lloyd Brasileiro mit 110.645 Sack, die Adria mit 100.122 Sack, die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft mit 87.442 Sack, die Johnson-Line mit 52.387 Sack, die Royal Mail mit 46.546 Sack, die Société Générale des Transports maritimes de Marseille mit 40.730 Sack und endlich die Chargeurs Réunis von Havre mit 37.600 Sack.

Bundeshauptstadt

Rio, Mittwoch, den 6. Sept.

Die vom Nationalkongreß bewilligten und bezahlten Pensionen erreichten die stattliche Summe von 169.900:000\$. Für das Jahr 1912 ist im Voranschlag dieser Betrag noch um 10.739:994\$612 überschritten und erreicht den höchsten Betrag, der jemals für Pensionen bewilligt wurde. Schon im Jahre 1905 hatte der Senator Bueno de Paiva gegen diese Freigebigkeit Front gemacht und jetzt hat er dem Bundessenat das folgende Projekt zur Annahme unterbreitet. Artikel 1. Eine außerordentliche Pension kann nur als Belohnung für der Nation geleistete besondere Dienste bewilligt werden. Einziger Paragraph: Bezahlte Dienstleistungen werden nicht als besondere Dienste angesehen. Artikel 2. Die Regierung wird in der ihr am passendsten erscheinenden Weise die allgemeine Revision der bis zum Tage des Inkrafttretens dieses Gesetzes bewilligten Pensionen regeln, damit die zur Zahlung bestimmten Summen jedesmal in die Voranschläge des Budgets eingesetzt werden können.

In der Rua Barão de Petropolis explodierten in einem Schuppen große Mengen von Drogen, die zur Fabrikation von Feuerwerkskörpern aufbewahrt wurden. Durch die Explosion entstand ein heftiges Feuer, welches die ganzen Gebäulichkeiten um den Schuppen herum zerstörte. Die Feuerwehr erschien sofort auf der Brandstätte und verhinderte das Umsichgreifen des Feuers auf die Nachbarhäuser.

In einem Entschädigungsprozesse, den Herr José Carneiro gegen den Lloyd anstrebte, wurde letzterer zur Zahlung von 226:103\$ verurteilt.

Die italienische Bark „Vicenzo Lima“, so wird aus Rio berichtet, wurde an der Küste von Rio Grande do Norte von einem heftigen Sturme erfaßt, mit welchem sie mehrere Stunden lang schwer zu kämpfen hatte. Sie scheiterte in der Nähe von Natal. Ihre Ladung bestand aus Salz. Zwei Mann der Besatzung ertranken.

Die Polizei ist mit der Untersuchung der gegen den Advokaten Juvenato Horta gemachten Anschuldigungen beschäftigt. Derselbe soll die Unterschriften von mehreren seiner Klienten gefälscht und sich damit über 200 Contos auf unrechtmäßige Weise verschafft haben.

Rio, Freitag, den 8. September.

Der aus Pernambuco stammende Advokat Dr. Manoel Clementino de Araujo betrat am Mittwoch eine in der Rua Lopes de Oliveira im Vororte Madureira gelegene Erfrischungshalle und bestellte eine Tasse Kaffee. Plötzlich wurde er vom Wahnsinn befallen und begann Tische umzustürzen, Tassen und Gläser zu zerbrechen und alle Personen, die sich ihm näherten, anzugreifen. Nur mit Mühe gelang es, den Unglücklichen in die Zwangsjacke zu stecken und nach der Polizei zu überführen.

Die Studenten hielten am Mittwoch auf dem Largo São Francisco zwei sehr besuchte Versammlungen ab, in denen sie lebhaft gegen die Beleidigungen der brasilianischen Nation und des Andenkens an den Marschall Floriano Peixoto durch die monarchistische Vereinigung D. Manoel II protestierten. Es herrschte ungeheurer Enthusiasmus und die Redner tadelten in heftigen Ausdrücken das unqualifizierbare Vorgehen der portugiesischen Monarchisten und verherrlichten die Errichtung der portugiesischen Republik, die die beiden befreundeten Völker unter der gleichen Regierungsform noch mehr verbrüdernd wird. Das Publikum unterstützte die Redner in den Ausbrüchen ihrer Begeisterung und brachte lebhaftes Hochrufe aus, auf die portugie-

sische Republik, auf Brasilien und auf den Marschall Floriano Peixoto.

Das Ansehen in Finanzkreisen, das sich der frühere Bundespräsident Dr. Nilo Peçanha als Präsident des Staates Rio durch die Sanierung der Finanzen seines Heimatstaates erworben hat, muß sehr groß sein, so groß, daß die Geldleute darüber die Mißwirtschaft vergessen, die den Staat unter dem Regime Backer von neuem heimsuchte und die auch unter Herrn Oliveira Botelho — leider, leider! — fortzugehen scheint. Als nämlich dieser Tage einige Pariser Blätter die Nachricht brachten, jener Staat suche in Europa eine neue Anleihe aufzunehmen, da wurde Herr Peçanha, der augenblicklich in Paris weilte, sofort von einer ganzen Reihe von Bankiers und Finanzleuten aufgesucht, die mit ihm über die Anleihe zu verhandeln wünschten. Der Expräsident erklärte ihnen, daß er keinerlei offizielle Mission habe und daß im übrigen der Staat Rio sich nicht in Finanzschwierigkeiten befinde, da er dem Auslande nichts schulde und da seine Einnahmen steigen. Er sagte jedoch nicht, daß eine Anleihe nicht beabsichtigt sei, und bekanntlich ist neulich gemeldet worden, daß ihr Abschluß in Deutschland erfolgen solle, wo Herr Nilo Peçanha sich kürzlich aufhielt. Die Anleihe soll angeblich zu Konversionszwecken erfolgen. Man kennt ja die famosen Konversionsanleihen der Staaten und Munizipien zur Genüge!

Die Zukunft der Stadt liegt ohne Zweifel in den Vororten. Eine Ausdehnung in die Höhe, wie sie namentlich in Nordamerika, aber auch in vielen europäischen Großstädten beliebt ist, wird nur in geringem Maße erfolgen. Wolkenkratzer von Dutzenden von Stockwerken werden wir wohl nicht bekommen und die Bauten des „Jornal do Commercio“, des „Jornal do Brasil“ usw. werden voraussichtlich für lange Zeit die höchsten Gebäude der Stadt bleiben. Die Ausdehnung Rios wird vielmehr nach wie vor in die Breite gehen. Das ist eigentlich verwunderlich, denn die Oberflächengestaltung des Bundesdistrikts ist derart, daß die Hügel und Berge von allen Seiten her das Bauland einschränken. Wie Polypenarme muß daher die Stadt ihre Straßenzüge in die vielen Täler strecken, die unter einander gar nicht, mit dem Zentrum in ungünstiger Weise in Zusammenhang stehen. Trotzdem kann man den Drang in die Breite nicht bedauern, denn das von einer oder zwei Familien bewohnte Haus ist namentlich unter unseren Verhältnissen in hygienischer, sozialer und moralischer Beziehung der Mietskaserne tausendmal vorzuziehen. Die ausgedehnteste Baulfläche bietet nun die sogenannte Vorortzone, von S. Christovão bis Cascadura, ja sogar bis Anchieta hin. Die Entwicklung geht dort daher außerordentlich schnell vorwärts. Meyer z. B. ist heute bereits eine bedeutende Stadt von etwa 120.000 Einwohnern. Leider tut die Munizipalverwaltung fast gar nichts für jene Stadtteile. Wenn sich nicht die Zentralbahn ihrer Annäherung und die elektrischen Straßenbahnen ihre Linien immer weiter ausdehnten, wäre der Fortschritt dort überhaupt unmöglich. Uebrigens ist die Zentralbahn im Vorortverkehr an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. 200 Züge täglich auf der Ringlinie bis D. Clara, dazu Dutzende von Zügen auf den weiteren Vorortstrecken, bis hinaus nach Santa Cruz, ist eine anständige Leistung. Nur die Einführung des elektrischen Betriebs ließe eine weitere Vermehrung der Züge möglich erscheinen. Bereits Herr Nilo Peçanha hat sie in einer Botschaft an den Kongreß gefordert. Aber diese erhabene Körperschaft, die vom 3. Mai bis zum Schluß der regulären Sitzungsperiode keine einzige Gesetzesvorlage zu erledigen vermochte, wird voraussichtlich

erst in 10 Jahren dazu kommen, sich mit der Anregung Nilo Peçanhas zu beschäftigen. Da aber schon in spätestens 5 Jahren der Betrieb der Zentralbahn in der jetzigen Form versagen muß, so wird alsdann entweder die Entwicklung der Vororte lahmgellegt oder aber es finden sich andere, die das Geschäft machen, etwa die Light and Power, oder aber eine Unternehmung zum Bau einer Untergrund- oder einer Hochbahn. Eine breite Avenida im Anschluß an die am Manguekanal bestehende, die die gesamten Vororte durchschneidet und mit dem Stadtzentrum in bequeme Verbindung bringt, ist ebenfalls ein dringendes Bedürfnis. Wie ungeheuer die Grundstückspreise in der Vorortzone steigen, dafür ein Beispiel nur aus derjenigen Station, die sich bis jetzt am langsamsten entwickelt hat, nämlich Todos os Santos. Ländereien, die vor 5 Jahren noch mit 10 bis 20 Milreis für den laufenden Meter bezahlt wurden, kosten heute 100 Milreis, und kürzlich hat die Zentralbahn daselbst in der Rua Adriano eine Chacara für 55 Contos erworben, deren Wert bisher mit 20 Contos angenommen wurde.

— Herr Djalma Fonseca Hermes, der Sohn des Leiters der Kammermehrheit und Neffe des Bundespräsidenten, der neulich zum Mitglied der brasilianischen Schatzamtsdelegation in London ernannt wurde, ist gestern an Bord der „Araguaya“ ausgerüst.

— Der Richter beim Okersten Bundesgericht Edmundo Muniz Barreto wurde zum Generalstaatsanwalt der Republik ernannt. Damit ist eine zweite Richterstelle bei unserem höchsten Gerichtshofe frei geworden.

— Die „Imprensa“ veröffentlichte in ihrer vorgestrigen Abendausgabe eine Notiz, wonach ein bedeutendes hiesiges Importhaus aus Paris telegraphisch benachrichtigt worden sei, Frankreich habe an Deutschland in der Marokkofrage ein Ultimatum gesandt. Diese Nachricht beruht entweder auf einem Mißverständnis oder aber das Telegramm wurde zu Spekulationszwecken abgesandt. Frankreich kann nämlich augenblicklich gar kein Ultimatum stellen. Es hat am Montag durch seinen Botschafter dem Staatssekretär des deutschen Auswärtigen Amtes Vorschläge über die Kompensationen unterbreitet, die Frankreich als Gegenleistung für den deutschen Verzicht auf Marokko zu gewähren bereit wäre. Diese Vorschläge bedürfen des Studiums seitens der deutschen Staatsmänner, das nicht von Montag bis Dienstag beendet sein kann, zumal der Reichskanzler an diesen Tagen zur Flottenparade in Kiel weilte. Die französische Regierung konnte also unmöglich eine umgehende Antwort erwarten und würde ein Ultimatum unter solchen Umständen nur dann stellen, wenn sie einen Krieg provozieren wollte. Nichts aber liegt Frankreich fern, als das! Die Pariser Telegramme vom vorgestrigen Tage berichteten denn auch, daß man dort zuversichtlich auf eine baldige friedliche Lösung der Marokkofrage hoffe.

— Die Verlängerung der Zentralbahn über Pirapora (am S. Francisco) hinaus wird bald in Angriff genommen werden. Gestern ist eine Ingenieurabteilung nach Pirapora abgereist, um mit den Arbeiten zu beginnen.

— Eine merkwürdige Notiz findet sich im Amtsblatt der Bundesregierung veröffentlicht. Die Regierung hat angeordnet, das Gesuch des Bildhauers Eduardo Sa, über die Kosten der Aufstellung dreier von ihm geschaffener Skulpturengruppen eine Untersuchung anzustellen, zu den Akten zu schreiben. Das hätte die „Regierung der Ehrlichkeit“, als welche sich die gegenwärtige bezeichnet, auf keinen Fall tun dürfen. Herr Sa behauptete nämlich in seinem Gesuche, für die Aufstellung jener Gruppen

habe er nur 57.000 Franken verwandt, während der Anstellungskommissar, Herr Padua Rezende, die Summe von 100.000 Franken in seine Abrechnung einsetzte. Es war die Pflicht der Regierung, entweder die Untersuchung vorzunehmen, oder aber zu erklären, warum sie es unterließ, denn schließlich haben wir „misera contribuens plebs“ auch noch ein Recht, zu erfahren, was mit unseren Steuergeldern geschieht. Nach den sonderbaren Leistungen des Herrn Padua Rezende bei seiner österreichischen Kaffeepropaganda, über die wir neulich an leitender Stelle berichteten, wären wir sogar doppelt gespannt gewesen, über seine Taten als Ausstellungskommissar aufgeklärt zu werden. War aber die Beschuldigung des Herrn Sa unberechtigt — was allerdings nicht der Fall gewesen zu sein scheint —, dann hatte die Regierung ihrem Beauftragten gegenüber die Anstandspflicht, ihn in Schutz zu nehmen.

— Der frühere Marineminister Vizeadmiral Alexandrino de Alencar richtete an den Bundespräsidenten folgendes Telegramm: „Ich beehre mich, Ihnen mitzuteilen, daß ich vom Kaiser Wilhelm eine Einladung zum Diner am 4. d. M. an Bord der Jacht „Hohenzollern“ erhalten habe. Desgleichen wurde ich eingeladen, den großen Flottenmanövern beizuwohnen, an denen 160 Schiffe teilnehmen werden, ferner einem Scheingefecht und einem nächtlichen Angriff von 4 Torpedobootflotillen, bestehend aus 66 Booten. Ich wurde sowohl durch den Kaiser als auch durch die Marineoffiziere sehr ausgezeichnet.“

— Die gegenwärtige Regierung hat bis Ende August d. J. für 6.657:619\$500 unkonvertierbare Noten aus dem Verkehr gezogen. Die Amortisationskasse tauschte gegen Silber für 750 Contos Noten um. Der Umtausch war nicht größer, da es an Silber fehlt. Am 31. August betrug der Umlauf der unkonvertierbaren Noten noch 615.090:473\$. An gemünztem Gelde neuer Prägung waren am gleichen Tage im Umlaufe 20.119:903\$ in Silber und 8.894:913\$700 in Nickel.

— Im Maurischen Pavillon veranstaltete gestern eine Reihe von Künstlern und Kunstfreunden ein Diner zu Ehren des bekannten Violinspielers Franz von Vecsey.

— Einen tragischen Ausgang nahm ein Familienfest in der Rua Torres Homem (Villa Isabel). Der dort wohnhafte Beamte Gastão Ferreira gab aus Anlaß des Geburtstages eines seiner Kinder ein kleines Tanzfest. Unter den Geladenen befand sich auch eine Frau, bezüglich deren Ferreras Gattin den Verdacht hegte, daß sie intime Beziehungen zu ihrem Manne unterhalte. Als Ferreira mit der Genannten tanzte, zog sich Candida erregt und eifersüchtig in ihr Schlafzimmer zurück. Nach wenigen Augenblicken hörte man dort einen Schuß fallen. Die hinzueilenden Festteilnehmer fanden die Unglückliche sterbend am Boden liegen. Als die Aerzte der Unfallstation erschienen, war sie bereits eine Leiche.

Rio, Sonnabend, den 9. September.

— Im Stadtteil S. Christovam ist ein weiterer Pestfall vorgekommen. Der in einem Hause der „Avenida S. João“ in der Rua Francisco Eugênio 155 wohnhafte Kutscher Eloy Pinto de Oliveira, der bei einer Firma an der Praia Formosa beschäftigt ist, kehrte unwohl von der Arbeit zurück. Sein Befinden verschlechterte sich so, daß am nächsten Tage der Arzt gerufen wurde, der die Ueberführung nach dem Isolierhospital anordnete, da es sich um Pest handelte. Das Sanitätsamt ließ alsbald die übliche Desinfektion dieses und der anliegenden Häuser vornehmen und stellte die Bewohner der „Avenida“ unter ärztliche Beobachtung. Wie bei dem Falle in Glasfabrik handelt es sich auch diesmal wieder um

eine Einschleppung aus dem Saude-Viertel, das offenbar durch und durch verseucht ist.

— Der am vorigen Dienstag an einem Schlaganfall verstorbene Ingenieur Chrokat de Sa hat im wirtschaftlichen Leben Brasiliens eine bedeutende Rolle gespielt. Er war Direktor der Ländereien- und Kolonisationsabteilung des Verkehrsministeriums, der Vorgängerin des heutigen Besiedelungsamtes, später der Oeffentlichen Arbeiten in Ouro Preto, der Süd-Pernambuco-Bahn, des Aufsichtsamtes der brasilianischen Eisenbahnen, der Bahn Porto Alegre-Urugayana, Professor an der Bergschule in Ouro Preto und bis zu seinem Tode Direktor der Bahngesellschaft Norte do Brasil. Auch Direktor der Zentralbahn ist er eine Zeit lang gewesen. Herr Chrokat de Sa hat ein Alter von 60 Jahren erreicht.

— Die Avenida Central gewährt nachmittags einen sonderbaren Anblick. Von der Haltestelle der „Jar-dim Botanico“-Straßenbahn bis zur Rua do Ouvidor reiht sich auf beiden Seiten des Fahrdamms Automobil an Automobil. Sie warten auf Fahrgäste, ruhig und unbeweglich. Aber an gewöhnlichen Tagen gibt es in der Avenida nicht so viele Personen, die Lust zu einer Automobilfahrt verspüren, daß diese langen Automobilreihen Beschäftigung fänden. Nur hier und da setzt sich eines in Bewegung, um einen eiligen Fahrgast zu entführen. In den anderen Teilen der Stadt aber findet man kein Auto. Man muß entweder bis zur Avenida, um dort eins zu holen, oder man muß das Telephon in Bewegung setzen, um einen „Automobil-Stall“ anzurufen. In beiden Fällen verliert man viel Zeit, namentlich, wenn man sich unseres famosen Telephons bedient. Wenn unser Polizeichef sich mehr um Dinge bekümmerte, die wirklich nottun, hätte er den Autos schon längst bestimmte Halteplätze, über die ganze Stadt verstreut, angewiesen. Ähnlich wie den Droschken und Tilburys. Namentlich hätte er auch dafür gesorgt, daß am Zentralbahnhof Automobile in größerer Anzahl anzutreffen wären. Mit einer derartigen Maßnahme würde den Interessen der Bevölkerung gedient, und die Avenida hätte den Vorteil, in Zukunft weniger — mit Verlaub gesagt — zu stinken, als gegenwärtig!

— Der Verkehrsminister hat angeordnet, daß die Zweiglinie der S. Paulo—Rio Grande-Bahn, die über Guarapava nach Paraguay führen wird, nicht vom ursprünglich in Aussicht genommenen Punkte, sondern von Ponta Grossa ausgehen soll.

— Das Sanitätsamt bestätigte, daß fünf weitere Pestfälle in den bereits verseuchten Stadtteilen vorgekommen sind. Von den Erkrankten starb einer auf dem Transport nach dem Isolierhospital. Den anderen geht es den Umständen gemäß gut. Ueberhaupt ist bemerkenswert, daß verhältnismäßig wenige von den Kranken der Seuche erlegen sind. Wenn wir uns recht erinnern, ist dieser erst der dritte Todesfall bei insgesamt 15 oder 16 Erkrankungen. Da in den beiden ersten Fällen die behandelnden Aerzte den Charakter der Krankheit nicht erkannt hatten, so ist das Zahlenverhältnis entschieden als günstig zu bezeichnen. Im Isolierhospital selbst ist noch kein Todesfall vorgekommen.

— Die edlen Deputierten folgen dem Beispiel gewisser Beamter. Wenn nämlich ein Feiertag auf den Freitag fällt, so kann man mit Bestimmtheit erwarten, daß am Sonnabend eine ganze Anzahl von Beamten „schwänzt“. In diesem Jahre war die Gelegenheit besonders verlockend, denn der 8. September wurde ja zum letzten Male als kirchlicher Feiertag begangen, und man mußte ihm daher recht gründlich feiern. Von Donnerstag den 7. bis Sonntag den 10. September einschließlich ruht also der Betrieb bei manchen Behörden. Natürlich konnten sich da die Deputierten nicht lumpen lassen. Sie

feierten nicht nur ebenfalls den kirchlichen Feiertag, der nicht in der Verfassung steht, sondern sie beschlossen auch, heute keine Sitzung abzuhalten. Diese programmwidrigen Ferien sind um so weniger zu verachten, als die Diäten von 75 Milreis täglich trotzdem weiterlaufen. Der Beamte hat das Feiern weniger leicht, denn er setzt sich der Gefahr eines Gehaltsabzuges aus, wenn er den „Ponto“ nicht zeichnet — es sei denn, daß der Abteilungschef ein Auge zudrückt.

— Der Finanzminister bestimmte, infolge einer Eingabe der Importhäuser, daß die Zeit für Expedition und Zollabfertigung der Güter, die unter der Bezeichnung „sobre agua“ verzollt werden, 36 Stunden betrage.

— Durch die projektierte Verlängerung der Zentral-Bahn von Pirapora bis nach Para wird sich die Reise bis dorthin, also von Rio bis an die Nordgrenze Brasiliens, in dreieinhalb Tagen bewerkstelligen lassen, während die Dampfer des Lloyd Brasileiro wenigstens 14 Tage dazu gebrauchen. An die Bahn werden verschiedene andere Anschluß bekommen, welche vom Innern von Minas, Bahia, Goyaz und Maranhão kommen. Die Eisenbahn wird auf großen Brücken die Flüsse São Francisco, Paracatu, Preto, Parana, Torautins und Capiguana überschreiten und dann die auf dem Hochplateau gelegene Stadt Formosa erreichen, welche im äußersten Osten des für die zukünftige Bundeshauptstadt in Aussicht genommenen Gebietes liegt. Das „Jornal do Commercio“ — die Abendausgabe natürlich — bekämpft diesen Bahnbau. Es sagt, die gesamte Lage lasse es ratsam erscheinen, mit dem fieberhaften Bahnbau auf Bundeskosten, der Ströme Goldes verschlungen, eine Zeit lang aufzuhören. Die Bundesregierung habe vorläufig genug getan und müsse sich darauf beschränken, die Privatinitiative anzusporren. „Unternehmungen dieser Art stellen sich bei der Ausführung auf Staatskosten immer doppelt so teuer und bilden außerdem eine Quelle ständiger übermäßiger Ausgaben. Diese Verlängerung der Zentralbahn von Pirapora nach Belém do Para mit ihren 2300 bis 2500 Kilometern ist angesichts der augenblicklichen Lage der Bundesfinanzen ein Wahnsinn. Aber ebenso wie die Regierung von den unnötigen Luxusbauten der Automobilstraße nach Petropolis abgesehen hat, ebenso wird sie, so hoffen wir, von diesem neuen verschwenderischen Unternehmen zurücktreten, das nur als Wunsch für eine ferne Zukunft denkbar erscheint, und auch dann nur, wenn der Bau in öffentlicher Ausführung zum niedrigsten Preise vergeben wird. . . . Wenn die Zentralbahn uns mit ihren 1005 Kilometern von Rio nach Pirapora schon ein Defizit von 18.000 Contos jährlich bringt, das sich wahrscheinlich noch um etliche 1000 Contos vergrößern wird, was wird sie uns erst beschern, wenn sie noch jene weiteren 2500 Kilometer von Pirapora nach Belém in Betrieb setzt? Wir müßten sehr irren, wenn dieser große Verkehrsweg nicht letzten Endes Brasilien auffressen würde. Der Kongreß hat die Ermächtigung zur Vornahme der erforderlichen Studien erteilt, und erst jetzt, wo nur noch 4 Monate bis zum Schluß des Rechnungsjahres fehlen, erinnert sich die Regierung daran, diese Studien vornehmen zu lassen. Sie wurden gestern Hals über Kopf mit dem Einschlagen des ersten Pflocks begonnen und wurden, wir wissen nicht wie, noch zu welchem Preise, drei Ingenieuren zugeteilt, die dabei sicherlich reich werden und schon heute erklären, daß sie am 15. November mit dem Bau der ersten Teilstrecke beginnen werden. Dabei haben sie bislang kaum auf der Karte einen Blick auf das Gebiet geworfen, das die Bahn durchqueren soll!“

Diesem letzten Teil stimmen wir ohne weiteres zu. Im übrigen aber halten wir die Ansicht des

HOTEL & PENSION SUISSE

Telephon 1721

Rua Brigadeiro Tobias Nr. 1 -- S. Paulo

Telephon 1721

Vorzügliche Familienpension

Schöne Zimmer.—Grosser Speisesaal.—Vorzügliche Küche und Keller.—Pension mit Zimmer 5\$ pr. Tag
Bad — Elektrisches Licht — Billard.

João Heinrich

„Jornal do Commercio“ für verfehlt. Ein Neuland kann nur erschlossen werden, wenn die Schienenstränge rechtzeitig ins Innere gestreckt werden, wohin ihnen die Besiedlung folgt. Das ist eine Aufgabe, die man nicht dem Privatkapital überlassen kann, denn selbstverständlich sind solche Erschließungsbahnen kostspielig und in der ersten Zeit verlustreich, sodaß man auf das Privatkapital entweder lange warten oder aber ihm solche Garantien bieten müßte, daß die Bundeskasse mehr belastet würde als durch die Kosten des eigenen Baues und Betriebes. Daß es sich aber um ein für den lange vernachlässigten Norden des Landes überaus wichtiges Projekt handelt, wird auch das „Jornal do Commercio“ nicht bestreiten wollen.

Rio, Montag, den 11. Sept.

— Die Polizei verbot das Halten der Automobile zu beiden Seiten der Avenida Central, dicht an der Bordschwelle des Bürgersteiges und verordnete, daß dieselben in der Mitte der Straße sich aufstellen sollten. Die Chauffeure hielten eine Versammlung ab, in welcher sie forderten, daß der Kongreß den vom Abgeordneten Borges eingebrachten Antrag ablehne, widrigenfalls sie in den Ausstand treten würden.

— Der Kriegsminister, General Emygäio Dantas Barreto, hat seine Entlassung genommen. Die Ursache dieses plötzlichen Entschlusses ist wohl nicht schwer zu finden. Der General hat sich bei der Politik die Finger verbrannt und er mußte die Konsequenzen auf sich nehmen. Es ist wohl kaum daran zu zweifeln, daß Dantas Barreto ein guter Verwalter geworden wäre — vielleicht besser als Rosa e Silva, sein Gegenkandidat in Pernambuco, aber die Sache war so angelegt, daß man seine Wahl nicht mehr wünschen konnte. Man wußte im Vorhinein, daß gegen die Partei Rosa e Silvas nichts auszurichten war und die Freunde Dantas Barretos waren, wie „O Paiz“ unverblümt eingesteht, unpatriotisch genug, um an eine Intervention der Bundesregierung zu denken. Es sollte eine regelrechte Schiebung gemacht werden mit Wahlfälschungen u. Provokationen, so daß die Zentralgewalt hätte eingreifen müssen. Rosa e Silva gebührt nun wenigstens das Verdienst, daß er durch sein entschlossenes Vorgehen, die Pläne seiner Gegner durchkreuzte u. seinem Heimatstaat den Frieden erhielt. Als Verwalter hat sich Rosa e Silva, der während der Regierung Campos Salles Vizepräsident der Republik war, nicht bewährt und, offen gestanden, wir trauen diesem Nurparteiemann auch keine administrativen Talente zu, aber diesmal stand das Recht ausnahmsweise auf seiner Seite und man muß seinen Sieg über den uns viel sympathischeren Dantas Barreto als einlich erkämpft bezeichnen. Dantas Barreto wird trotz alledem noch kandidieren, aber fällt die Parteinahme der Bundesregierung für ihn nicht mehr ins Gewicht, so ist seine Sache unrettbar verloren, denn die Partei, die ihn wählen will, verfügt über nur 3000 Stimmen, während Rosa e Silva die zehnfache Wählerschaft und den ganzen offiziellen Apparat der Staatsregierung für sich hat. — Der Nachfolger Dantas Barretos ist noch nicht ernannt wor-

den, doch dürfte die Wahl auf den General José Christiniano Pinheiro Bittencourt fallen, eventuell auch auf General Caetano de Faria.

— Dr. Alvaro de Teffé wurde wieder zum Privatsekretär des Bundespräsidenten ernannt. So hat der Zwischenfall Piza-Rio Branco einen friedlichen Abschluß gefunden und es ist keiner bei ihm zu Schaden gekommen, wie nur der Ruf der brasilianischen Diplomatie. Aber schließlich kann man ja sagen, daß unzurechnungsfähige Leute überall zu finden sind — warum sollte denn gerade die Diplomatie davon ausgenommen sein, sich einmal tüchtig blamieren zu dürfen!

— Der Bundespräsident wird in der nächsten Woche mit dem Marineminister nach Sta. Catharina reisen, um an der dortigen Küste einen geeigneten Platz für den geplanten Kriegshafen auszusuchen. Er reist mit dem Kreuzer „Barroso“, der von dem Torpedojäger „Santa Catharina“ begleitet wird. Der „Sta. Catharina“ wird bei dieser Gelegenheit die von der Regierung in Florianopolis gestiftete Flagge in Empfang nehmen. Als Abreisetag ist der Mittwoch festgesetzt worden.

— Der Kriminalanwalt der Republik hat gegen Stanco Androvick und Lalife Bayra bei dem Bundesgericht Anklage erhoben. Die beiden werden des Schmuggels von Uhren resp. der Hehlerei beschuldigt.

— Die „Compauhia do Porto“ protestierte beim Federalrichter gegen die Regierung, die angeblich die Privilegien, welche die Gesellschaft als Pächterin der Hafenkais erhalten, nicht respektiert. Die Gesellschaft droht mit einem Entschädigungsprozeß.

— Das „Jornal do Commercio“ hat, wie gemeldet, die Idee angeregt, den Grenzstreit zwischen Parana und Santa Catharina, in dem das Oberbundestribunal bereits sein letztes Wort gesprochen hat, noch einem Schiedsrichter zu unterbreiten und schlug den Baron do Rio Branco als einen solchen vor. Die „Noticia“ läßt nun die in Rio anwesenden Größen der beiden Staaten um ihre Meinung über diesen Vorschlag befragen, und da stellt es sich heraus, daß die Paranaenser ihn mit Freuden begrüßen, die Catharinenser aber als unannehmbar zurückweisen. Die Catharinenser haben dabei nicht so unrecht, denn sie haben in allen Instanzen gesiegt und sehen nun nicht ein, warum sie Parana, das sich inzwischen so schlecht benommen hat — man denke nur an den Boykott der catharinenser Waren — noch etwas abgeben sollen, denn dahin läuft doch wohl der Vorschlag aus. Sie wollen nur das behalten, was das höchste Gericht ihrem Staat zugesprochen, aber auch um kein Titelchen weniger. In diesem Sinne haben sich zuletzt der Senator Hercilio Luz und der Deputierte Celso Bayma geäußert.

— Die „Sociedade Paulista de Agricultura“ hat an den Ackerbauminister, Herrn Pedro de Toledo, ein ausführliches Schreiben gerichtet, in dem sie ihn um Maßregeln zum Schutze des Viehstandes vor Seuchen bittet. In dem Schreiben wird hervorgehoben, daß die Viehzucht in S. Paulo sich ganz rapid entwickle und daß man auch schon in Europa auf die Bignung unserer Campos für die rationelle Pastorkultur aufmerksam geworden sei, denn

fast jeden Tag liefen Anfragen nach Informationen in diesem Sinne ein. Leider sei aber nicht im geringsten vorgesorgt, um die Viehzucht vor Schädigungen durch ansteckende Krankheiten zu schützen. Man habe zwar schon erwähnt, daß die Urubus, die sich von gefallenem Vieh ernähren, die ersten Verbreiter von Seuchen seien, aber man habe bisher noch nichts zu ihrer Ausrottung unternommen. Die Beförderung des Viehs auf den Eisenbahnen sei mit einer solchen Nachlässigkeit behandelt, daß auch hieraus die größten Schäden entstehen könnten. Man übe keine Kontrolle aus, nehme das Vieh zur Beförderung an, ohne sich vorher zu vergewissern, ob es nicht von ansteckenden Krankheiten behaftet sei; die Waggons würden nach dem Transport nur mangelhaft gereinigt, geschweige denn desinfiziert. Wenn einer, der Vieh zu transportieren habe, auf eigene Kosten die Desinfektion der Wagen vornehmen wolle, da gestatte man ihm das nicht einmal und so sei man wirklich gezwungen, nicht nur die Nachlässigkeit der Bahnverwaltung zu ertragen, sondern man sei auch der Möglichkeit benommen, für die Gesundheit des Viehs zu sorgen. Nachdem das Schreiben die Mißstände aufgezählt und die Wichtigkeit der zu ergreifenden Maßregeln nicht für die Viehzucht als solche, sondern auch für die Hygiene der Ernährung der Menschen betont hat, bittet es den Minister, sich dafür zu interessieren, daß ein schon seit langem dem Nationalkongreß vorliegendes Gesetz, diesen Gegenstand betreffend, noch in dieser Tagungsperiode zur Beratung und Annahme komme. Dieses Gesetz sei nach eingehenden Studien und unter Berücksichtigung der gesetzgeberischen Verordnungen in Nordamerika, Frankreich und Argentinien entworfen und wohl geeignet, die unleugbar vorhandene Lücke auszufüllen und die notwendige Abhilfe zu schaffen. — Es wird den Bittstellern wohl nicht schwer fallen, Herrn Toledo für das Projekt zu gewinnen, ob er aber bei dem Nationalkongreß etwas ausrichten kann, das ist eine andere Frage. Was die Herren Gesetzgeber interessiert, das ist Stimmvieh, aber kein anderes Vieh und auch ein Minister wird ihr Interesse für die gedachten Maßregeln zum Schutze der Viehzucht vor Schädigungen durch die Epizootie wecken können — zumal jetzt, wo es soviel politische Haare zu spalten gibt. Zu wünschen wäre es allerdings, daß ein solches Gesetz zustande käme.

Rio, Dienstag, den 12. Sept.

— Die Motorführer und Chauffeure sind, wie es zu erwarten war, mit der Lex Frederico Borges nicht einverstanden und beabsichtigen, eine Versammlung einzuberufen, in der eine Eingabe an den Bundeskongreß ausgearbeitet werden soll. Sollte diese Eingabe, in der um die Zurückweisung des Gesetzprojektes gebeten wird, nicht berücksichtigt werden, dann würden sie den allgemeinen Verkehrsstreik erklären. Es würde sich in diesem Falle also weniger um einen Streik gegen die Besitzer der Betriebe handeln als um einen Proteststreik, der den Staat zur Zurücknahme eines Gesetzes zwingen will. Die politischen Streiks sind, wie die Erfahrung lehrt, schwerer durchzuführen als die, welche die Besitzer zum Gegner haben, denn der Staat besitzt doch immerhin eine größere Macht als der einzelne Kapitalist oder ein Konsortium und dabei erleidet er nicht so schnell einen Schaden wie die Besitzer, wo der Ausfall eines einzigen Arbeitstages das Budget ungünstig beeinflusst, also ist auch seine Widerstandskraft größer. Demnach ist ein Streik dieser Art ein recht gewagtes Unternehmen. Bei den ersten Streikgerüchten hat sich die hauptstädtische Polizei nicht korrekt benommen. Sie hat Versamm-

lungen aufgelöst und die Teilnehmer in Haft genommen, obwohl das Gesetz die Versammlungsfreiheit garantiert und die Pflichten der Polizei auf die Verhinderung von Gewalttaten beschränkt. Wenn die Polizei so fortfährt, dann wird sie bald eine unhaltbare Situation geschaffen haben. Die Streiker, die doch von unterrichteten Leuten belehrt werden, wissen ganz genau, was sie tun dürfen und was nicht und wenn die Polizei ihre Befugnisse überschreitet, da glauben sie auch die ihnen von dem Gesetz gezogenen Grenzen nicht einhalten zu müssen. Wozu das aber führt, davon haben wir Beispiele genug. Das beste in diesem Falle wäre wohl, wenn der Kongreß, anstatt durch papierne Gesetze die Motorführer und Chauffeure zu reizen, für einen besseren Polizeidienst in der Bundeshauptstadt sorgen würde und einmal daranginge, die Mißstände, die er selbst geschaffen, zu beseitigen. Dann würde es zu keinem Streik kommen, oder aber der Streik wäre ungerecht, also von vornherein verloren.

— Im Palacio Guanabara fand am Montag eine wichtige politische Konferenz statt, an der der Bundespräsident, Wenceslau Braz, Quintino Bocayuva, Pinheiro Machado, João Luiz Alves, Leopoldo de Bulhões, Fonseca Hermes und Tavares de Lyra teilnahmen. Was die Herrschaften beschlossen haben, darüber hat noch nichts verlautet, aber in verschiedenen Zeitungen hieß es schon vor der Versammlung, daß das Vaterland nun so gut wie gerettet sei. Auffällig ist das Fernbleiben verschiedener politischer Chefs von dieser Versammlung; die Herren Lauro Müller, Francisco Glycerio und Alvaro Machado, die doch alle dem Vorstand der konservativen republikanischen Partei angehören, glänzten durch Abwesenheit. Sollte vielleicht schon die Absicht bestehen, die kaum gegründete Partei wieder durch eine neue Bildung zu ersetzen?

— José Mariano, der Chef der Opposition gegen die Kandidatur Rosa e Silva in Pernambuco hatte Montag eine lange Konferenz mit dem Marschall, was zu den Vermutungen Anlaß gibt, daß die Dantisten Hermes für sich gewinnen wollen. Zum Verwundern wäre es ja nicht, aber es wäre doch ein inkorrektes Unterfangen, wenn man den Präsidenten nach seiner bündigen Erklärung, daß er sich in die internen Angelegenheiten Pernambucos nicht einmischen werde, umzustimmen versuchen würde. Manneswort soll doch Manneswort bleiben und das einem Kandidaten gegebene Versprechen sollte auch von der Gegenpartei als unverbrüchlich angesehen werden. Die Herren Quintino Bocayuva und Pinheiro Machado stehen allerdings auf der Seite Dantas Barretos und denen ist schon bei dem Bundespräsidenten manches gelungen, was zuerst nicht für möglich gehalten wurde.

— Hier waren in der vorigen Woche Gerüchte verbreitet, daß einige Angestellte der Light and Power nach der Strafkolonie deportiert worden seien, weil man sie im Verdacht hatte, die Rädelsführer des beabsichtigten Streikes zu sein. In der Sache hörte man nichts weiter, es schien, als ob die Absicht vorwaltete, über die Angelegenheit so schnell als möglich Gras wachsen zu lassen. Jetzt sind mit dem Dampfer „Garcia“ vorgestern 18 Motorführer in Rio angekommen, die man wirklich aus dem oben angeführten Grunde nach der Strafkolonie in Dois Rios transportiert hatte. Die Leute erklärten, daß sie nach einer Versammlung von der Polizei verhaftet und deportiert worden seien. Sie klagen auch über grobe Behandlung. In der Strafkolonie wurden noch zwei Motorführer zurückgehalten, für die jetzt Habeas corpus beantragt werden soll. — Ohne Kommentar!!!

— Wenn man die landessprachlichen Zeitungen

Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter, — Tägliche Erzeugung 3 500 Dtdz. Bestecke

Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber



Eigene Niederlagen in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern,
Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien

Schutzmarken:

A. KRUPP  BERNDORF



OSO  BM

für Alpaca-Silber I für Alpaca Silber II für Alpaca

liest, besonders die hiesigen Blätter, so findet man in ihnen immer eine Reihe von Mitteilungen über die Nordstaaten, die vorläufig noch, durch ihre geringe Bevölkerung, ihre wenigen Verkehrsmittel und ihr bedeutend heißeres Klima, gegen Mittel- und Süd-Brasilien zurückstehen müssen. Selten aber hört man etwas über den Staat Piahy. Ist derselbe nun öde, wüst und leer, ist sein Boden eine elende Sandwüste, in der nichts gedeiht, oder ist er nur ein an Ausdehnung kleiner Staat? Die anderen Nordstaaten, Para und Amazonas ausgenommen, treten ja auch nicht in den Vordergrund des allgemeinen Interesses, aber man hört doch hin und wieder etwas von ihnen. Da beantragt z. B. ein Abgeordneter im Kongress irgend eine Verbesserung, da liest man etwas von Konzessionen von Bahnen, Anlage industrieller Unternehmungen, oder von sonstigen Verbesserungen, die in die Wege geleitet werden sollen. Von Piahy hört man nichts, über diesen Staat schweigt des Sängers Höflichkeit und doch ist er so groß, daß der auch schon nicht kleine Staat Ceara ein paarmal in ihn hineingesetzt werden könnte. Er hat einen außerordentlich fruchtbaren Boden, besitzt reiche Bodenschätze, wie sie in anderen Staaten nicht vorhanden sind und die nur auf ihre Hebung und Ausbeutung warten! Warum weiß man nun von dem allen nichts? Weil die Vertreter Piahy's im Kongreß nichts von sich hören lassen, weil sie, vielleicht durch die heiße Sonne ihrer Heimat, stumpf und energielos geworden sind. Früher, so heißt es, besaß Piahy einen Vertreter im Parlament, der immer recht viel forderte und dann wenigstens einen kleinen Teil bewilligt erhielt. Heute wird nichts mehr gefordert und natürlich, in Folge dessen, auch nichts mehr bewilligt. — Und doch wäre der Staat der Fürsorge der Bundesregierung wert, doch würde er

tausendfach das einbringen, was an ihn gewandt würde. Das geht bereits aus seiner gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage hervor, die recht aussichtsreich für die Zukunft ist. Der Bericht des Gouverneurs Dr. Antonio Ferreira da Silva in seiner Botschaft am 1. Juni d. J. an die gesetzgebende Körperschaft von Piahy enthält die folgenden Daten darüber. Wert des Exports in den Jahren 1908 und 1909: 1908 offizieller Wert 3.269:758\$550, Handelswert 4.985:807\$565. 1909 Offizieller Wert..... 4.652:500\$, Handelswert 8.009:837\$900. Im Jahre 1909 hat also der Export gegen 1908 im offiziellen Wert um 1.382:791\$450 und im Handelswert um 4.024:030\$325 zugenommen. Zahlen reden mit eiserner, unumstößlicher Beweiskraft, eine bessere Grundlage gibt es nicht. Das Stiefkind Brasiliens kann also eine glänzende Zukunft haben, und wenn man sich seiner an maßgebender Stelle annimmt, eine Quelle fast unerschöpflichen Reichtums werden. Die hauptsächlichsten Produkte, die aus Piahy exportiert werden können, sind Kautschuk aus dem Maniobabaum gewonnen, Baumwolle, Wachs, Schlangenhäute, Schlachtvieh und Häute.

Der Kautschuk, von dem im Jahre 1907 957.561 Kilo ausgeführt wurden, die einen offiziellen Wert von 2.393:902\$500 darstellten, ging im Jahre 1908 infolge der Geschäftskrise in diesem Artikel auf 626.685 Kilo im offiziellen Werte von 1.253:390\$ zurück. Im Jahre 1909 zog jedoch der Markt wieder an und die Ausfuhr betrug 1.042.156 Kilo im offiziellen Werte von 2.024:312\$000. Die Ernte wird in diesem Jahre eine Million fünfhunderttausend Kilo nicht übersteigen und mit Sicherheit steht zu erwarten, daß der Handel Piahy's mit dem glänzenden Ertrag seine eingegangenen Verpflichtungen schlank lösen können wird. In der obi-

gen Berechnung ist der nach den Staaten von Bahia, Ceara, Pernambuco u. Maranhão gehende Kautschuk noch nicht mit einbegriffen, und man kann ganz gut noch 80 Prozent mehr der obigen Summe hinzufügen, was gewiß ein glänzendes Resultat ergibt. — Es ist wahr, Brasilien ist ein Paradies auf Erden oder — könnte es wenigstens sein!

Aus den Bundesstaaten.

Vom 6. September.

Minas. Der Staatskongreß beschloß, für die Errichtung einer Zement- und Kalk-Fabrik ein Privileg zu bewilligen. Der Beschluß wurde dem Staatspräsidenten zur Sanktion unterbreitet.

Santa Catharina. Der Geschäftsmann Nicolau Cantizano erhielt, als er sich gerade das Gesicht wusch, von seiner eigenen Frau hinterlistiger Weise einen Dolchstich in den Rücken. Die Waffe, die sehr lang und scharf geschliffen war, wurde ihm bis ans Heft hineingestoßen. Trotz des furchtbaren Blutverlustes lebt der Unglückliche noch. Die Verbrecherin wurde verhaftet.

Vom 8. September.

Goyaz. Die Straßenbahngesellschaft der Hauptstadt Guayaba machte eine Eingabe an den Staatskongreß und bat um die Erlaubnis, die Elektrizität in ihrem Betriebe einführen zu dürfen. Als Gegenleistung verlangt die Gesellschaft die Verlängerung des Konzessions-Privilegs auf 60 Jahre, und 7 Prozent Zinsgarantie auf ihr 1000 Contos betragendes Kapital. Maßgebende Industrielle und Kapitalisten halten dieses Geschäft für eine ausgezeichnete Geldanlage.

Parana. Am Dienstag wurde in der Hauptstadt die Uebertragung der Konzession für eine von Ponta Grossa nach Sete Quedas zu erbauende Eisenbahn vorgenommen. Die Bahn wird die Ortschaften Ipiranga, Calmon, und Theresina berühren, den oberen Lauf des Ivaí überschreiten, am Ufer des Pequary-Flusses, fast in seiner ganzen Ausdehnung, entlang gehen und beim Wasserfall Sete Quedas die schiffbaren Stellen des oberen und unteren Parana in einer Ausdehnung von mehr als 700 Kilometern verbinden. Die Bahn durchläuft überall ausgedehnte Waldungen, in denen sich reichlich Tannen und andere kostbare Nutzbäume befinden. Außerdem ist die Gegend reich an Mineralien und besitzt mehrere Wasserfälle. Die Zinsgarantie wird durch die Ueberlassung von dem Staate gehörigen, unbenutzten Ländereien gewährt. Der Konzessionär ist Herr Manuel Schamber, der sie dem Herrn E. Jérôme Dyer aus London verkaufte.

— Die am 15. d. M. in Kraft tretenden Fahrpläne der Parana- und S. Paulo—Rio Grande-Bahn sind bereits veröffentlicht. Auf der Nordlinie wird Dienstags, Donnerstags und Sonnabends um 5 Uhr 40 Min. morgens ein Personenzug von Itararé abgelaufen, der in Ponta Grossa um 1 Uhr 45 Min. nachmittags und in Curitiba um 8 Uhr 6 Min. abends eintreffen wird. (Durch diesen Zug wird wöchentlich dreimal eine direkte Verbindung zwischen S. Paulo und Curitiba hergestellt: ab S. Paulo 4 Uhr 25 Min. nachmittags per Nachtzug der Sorocabana Railway). Montags, Mittwochs und Freitags geht dieser Zug um 11 Uhr 45 Min. vormittags von Ponta Grossa zurück und trifft in Itararé um 7 Uhr 50 Min. abends ein. (Dieser Zug bildet dreimal wöchentlich die direkte Verbindung zwischen Curitiba und S. Paulo. Ab Curitiba um 5 Uhr 20 Min. morgens). Die gemischten Züge gehen des Montags, Mittwochs, Freitags und Sonntags um 5 Uhr 50 Min. morgens von Itararé ab und treffen um 5 Uhr 13 Min. nachm.

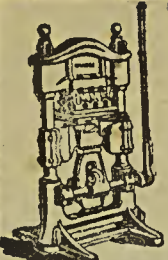
in Ponta Grossa ein. Auf dem Rückwege ist die Abfahrt in Ponta Grossa um 6 Uhr morgens und zwar Dienstags, Donnerstags, Sonnabends und Sonntags und die Ankunft in Itararé um 4 Uhr 46 Min. nachmittags. Für die gemischten Züge zwischen Ponta Grossa und Rio Uruguay bleibt der bisher geltende Fahrplan weiter bestehen. Auf der Paranabahn geht ein Zug des Morgens um 6 Uhr 30 Min. nach Paranagua und trifft dort um 10 Uhr 30 Min. vormittags ein. In umgekehrter Richtung verläßt er Paranagua um 2 Uhr 30 Min. nachmittags und ist um 6 Uhr 30 Min. abends in Curitiba. Die Verbindung zwischen Curitiba und Paranagua ist hierdurch gegen früher bedeutend verbessert worden. Schließlich wird es täglich einen Zug von Curitiba um 5 Uhr 20 Min. morgens nach Ponta Grossa geben, der daselbst um 11 Uhr 30 Min. vormittags eintrifft, von Ponta Grossa um 2 Uhr nachmittags abfährt und abends 8 Uhr 6 Min. wieder in Curitiba ist.

Rio Grande do Sul. Am Dienstag früh wurde die Glaswarenhandlung von Cunha in der Rua dos Andradas in Porto Alegre ein Raub der Flammen. Das Geschäft war mit 150 Contos versichert. Verschiedene Nachbarhäuser wurden von dem Feuer ebenfalls ergriffen und stark beschädigt.

— Ueber den Einbruchversuch in einem Waren-geschäft in der gleichen Straße, über den wir bereits berichteten, sind weitere Nachrichten eingelaufen. Dieselben besagen, daß die Räuber nicht das Geschäftslokal erbrachen, sondern den Angestellten, als er das Geschäft öffnete, überfielen und ihn zur Abgabe der Geldschrankschlüssel zwangen. Hierauf schossen sie mit einem Revolver auf ihn und raubten Schmucksachen, Brillanten und eine große Anzahl englischer Goldstücke, die sie im Geldschrank vorfinden nach dem Raub entfernten sie sich, bestiegen einen Wagen und zwangen den Kutscher, in schärfster Fahrt davonzujagen. Infolge dieser rasenden Schnelligkeit wurde der Wagen in der Rua Voluntarios da Patria gegen einen Telephonpfosten geschleudert. Einer der Banditen kam bei diesem Zusammenstoß ums Leben und die anderen drei stürmten mit vorgehaltenem Revolver einen dicht mit Fahrgästen besetzten Bond, dessen Motorführer sie zwangen, mit äußerster Schnelligkeit nach dem Gravataly-Viertel zu fahren. Hier kam der Bond aus den Schienen. Die Räuber bemächtigten sich darauf eines Milchwagens, mit welchem sie entkamen. Nach allen Richtungen der Windrose hat die Polizei das Signalement der Räuber telegraphiert und um ihre Verhaftung ersucht. Gleichzeitig wurden Mannschaften mit Polizeihunden abgeschickt, um die benachbarten Waldungen abzusuchen. Alcides Brun, der unglückliche Angestellte des Wechselgeschäfts ist 20 Jahre alt und erfreute sich der allgemeinen Wertschätzung in der Stadt. Seine Verwundung ist sehr ernster Natur und man zweifelt an seinem Aufkommen.

Vom 11. Sept.

Minas. Aus dem Munizip Juiz de Fora von der im Distrikt S. Pedro de Alcantara gelegenen Fazenda „Santo Antonio“ kommt die Nachricht von einem verabscheuungswürdigen Verbrechen. Der daselbst wohnende Portugiese João Martins Ribeiro, Vater von 8 Kindern, von denen vier Töchter sind, hat eine derselben bereits vor vier Jahren verführt u. lebt seit dieser Zeit mit ihr in wilder Ehe. Zweimal ist das arme Mädchen bereits niedergekommen. Vor einiger Zeit hielt nun ein junger Mann um ihre Hand an, wurde aber von dem blutschänderischen Vater auf das bestimmteste abgewiesen. Das junge Mädchen teilte dem sich um sie bewerbenden jungen Menschen ihre ganze trostlose Lage mit und dieser zeigte darauf die Sache der Polizei an. Die Familien-



**Komplette
maschinelle
Einrichtungen**
für **Buchbindereien**
für **Buch- und Steindruckereien**
für **Kartonagenfabriken**
liefert inklusive Schriften und Utensilien etc.
Karl Krause, Leipzig
Vertreter: **BROMBERG, HACKER & Co., S. Paulo**

mitglieder bestätigten im Verhöre alle dem sittenlosen Menschen zur Last gelegten Verbrechen, deren Anzeige sie nur aus Angst vor seinen Wutausbrüchen bisher unterlassen hätten. Die Verhaftung des Verbrechers ist bisher noch nicht vollzogen worden.

— Die Arbeiten an der neuen Stadtwasserleitung sind noch nicht beendet. Durch die Trockenheit der letzten Tage herrscht überall Wassermangel und sind die Klagen darüber allgemein.

Parana. Die Besitzer der Holzsägereien im südlichen Teile des Staates stellten in der Person des Herrn Braz Albuquerque einen besonderen Vertreter an, der die Vermehrung des Holzexportes aus Parana und Rio in die Wege leiten soll. Die beabsichtigte Gründung einer Gesellschaft aller Holzmüller zum gemeinsamen Verkauf ihrer Produkte ist bis jetzt noch nicht vollzogen. Die Herren Commandador Henrique de Araujo, Coronel Brasílio Pinheiro Machado, Azevedo Machado und noch einige Andere haben indessen schon Verträge abgeschlossen.

— Eine Anzahl der bedeutendsten Handelshäuser von Curityba richtete das telegraphische Ansuchen an die hiesige Presse, sich zum Anwalt ihrer auf das empfindlichste geschädigten Handelsinteressen zu machen. Die zur Besoldung für die Einstellung besonderer Angestellter im Zollhaus von Paranaguá verfügbaren Mittel sind nämlich erschöpft, so daß außer den im gewöhnlichen Etat festgesetzten 12 Zollbeamten für 4 Magazine, Niemand weiter angestellt wird. Es liegt aber dringend die Notwendigkeit der Einstellung von weiteren Beamten vor, wenn der Handel von Curityba nicht auf das Empfindlichste geschädigt werden soll. Die Löschung des Dampfers „Laake“, der am 30. August in den Hafen von Paranaguá einlief, mußte demzufolge bereits unterbrochen werden und nun werden in diesen Tagen noch weitere Dampfer erwartet.

Vom 12. September.

Parana. (Korresp.) Am 21. August fand in den Räumen des Vereins „Club União“ in União da Victoria ein Ball verbunden mit Kermesse statt. Es wurde ein sehr guter Ertrag erzielt, welcher zur Anschaffung einer Vereinsfahne bestimmt ist. Der Ball wurde von den Damen des Vereins arrangiert, welche ihr möglichstes taten, um einen schönen pekuniären Erfolg zu erreichen. Man konnte mit Freuden beobachten, wie jedes Mitglied sichtlich bemüht war, den Damen die verdiente Anerkennung zu zollen, indem die Versteigerung der Geschenke ziemlich lebhaft betrieben wurde, d. h. hohe Preise gern gezahlt wurden. Es konnte die Summe von 1:208\$ zusammengebracht werden, und soll die dafür bestellte Fahne dem Verein bis Ende dieses Jahres übergeben werden. Der Club União dankt allen Damen des Vereins, welche dazu beigetragen haben, daß endlich mal der schon lang ersehnte Wunsch, eine Fahne zu besitzen, in Erfüllung geht. Ganz spezieller Dank gebührt dem Damenkomitee für seine Aufopferung, welche es an den Tag gelegt hat, demselben gehörten an Frau Karoline Schwartz, welche Dame bereits das 72. Lebensjahr hinter sich

hat, Frau Amanda Pohl und Frau Seveira Schwartz. Da war es ja auch selbstverständlich, daß jeder sein Schärfflein beitragen wollte, wo man doch sah, mit welchem Eifer diese Damen ihres Postens walten. Der genannte Club feiert am 22. Mai 1912 sein 25 jähriges Jubiläum und aller Voraussicht nach wird dieses ein hier noch nicht dagewesenes Fest werden. Schon jetzt wird davon gesprochen, was alles veranstaltet werden soll. Die Ehren-Diplome, welche den 4 noch lebenden Gründern des Vereins am Jubiläumstage feierlich überreicht werden sollen, sind bereits in Deutschland bestellt. Darüber später noch mehr.

Rio Grande do Sul. In Porto Alegre hat man eine Subskription eröffnet, um dem Polizeikommissar Dr. Thompson Flores eine goldene Medaille zu stiften für die geschickte Entdeckung und Festnahme der Banditen, die in der Rua dos Andradas den Raub in dem Wechselgeschäft ausführten. Der Höchstbetrag für jeden einzelnen ist auf 5 Milreis festgesetzt. — Wir bemerken dazu, daß es sich mit unserer Auffassung nicht vereinbaren läßt, einen Beamten für die Erfüllung seiner Pflicht und Schuldigkeit mit einer goldenen Medaille zu belohnen. Wir sind der Ansicht, daß die Polizei dafür da ist, schnell und sicher einzugreifen und daß ihr die Festnahme der Verbrecher gelingen muß und ein Fehlschlagen nur zu den Seltenheiten gehören darf. Leider ist hierzulande vielfach eine andere Ansicht verbreitet. Wohl kann ein verdienstvoller Beamter nach längerer Dienstzeit im allgemeinen geehrt werden, aber für irgend eine bestimmte Dienstleistung, die in unseren Augen nur eine Pflichterfüllung ist, durch öffentliche Sammlung mit einer goldenen Medaille ausgezeichnet zu werden, das finden wir nun doch etwas zu stark. Wir sind begierig zu erfahren, ob Dr. Thompson Flores die ihm zugedachte Ehrung in dieser Form annehmen wird.

— Wie Telegramme aus Porto Alegre melden, ist es der Polizei gelungen, die Räuber, die neulich das Wechselgeschäft Maya in der Rua dos Andradas ausplünderten, unschädlich zu machen. Wie man der Ausführung des tollkühnen Planes nach schließen konnte, waren die Banditen keine Brasilianer, sondern russische Terroristen, die höchstwahrscheinlich mit den Immigranten oder auch über Argentinien ins Land gekommen sind. Den Räubern, die die echt russische Fluchtmethode anwandten und Kutscher sowie einen Straßenbahnführer zwangen, bei ihrem Entkommen behilflich zu sein, gelang es, die Vorstadt S. João zu erreichen, von wo sie die Richtung nach der Ortschaft Gravatahy einschlugen. Die Unkenntnis des übrigens sehr schwierigen unapfgen Terrains verhinderte ihre Flucht nach dem Campo. Die Polizei schickte ihnen ein starkes Detachement Kavallerie nach, das sich hinter S. João nach allen Richtungen zerstreute und schon am nächsten Tage wurden die Banditen gesichtet, die sich in einem Wäldchen verstecken wollten. Eine tolle Jagd begann. Der Delegado Thompson Flores, jedenfalls der schlechteste Reiter von der Truppe, stürzte mit seinem Pferd in ein Sumpfloch, während der Sergeant Braga die Verfolgung der Flüchtlinge fortsetzte. Die

Banditen wandten sich öfters zurück und gaben auf die Soldaten Schüsse ab, die die letzteren aus ihren Karabinern erwiderten. Ein Räuber nach dem anderen sank tot ins Gras, bis auch der letzte erschossen war. Der Anfang wie das Ende dieser Verbrechergeschichte ist echt russisch-terroristisch, so daß man der Polizei wohl kaum Brutalität in ihrem Vorgehen vorwerfen kann. Nur einer der Gefallenen wurde identifiziert. Es war der Aelteste der vier Banditen und heißt Alexander Forsberg. Er ist schon in Sibirien gewesen und ist von dort entkommen. Seine Eltern und Geschwister, die als ehrliche Leute gelten, wohnen in Porto Alegre. Die anderen Banditen wurden nicht erkannt, doch sind es unzweifelhaft Landsleute Forsbergs. Jetzt ist es nun der Polizei aufgefallen, daß in der letzten Zeit diese Art Russen sich in Porto Alegre kolossal vermehrt hat und sie hat bereits dreißig Personen in Gewahrsam genommen. Sind es richtige Terroristen und ist ihre Zahl tatsächlich so groß, dann dürfte die Portogrener Polizei mit dieser Gesellschaft kaum so leicht fertig werden. Die Terroristen sind, wie man in Rußland schon hinlänglich erfahren hat, nicht auszurotten, denn sie fürchten sich vor nichts, wenn es gilt, einen Kameraden zu rächen, und sie schießen sehr gut. Vor einigen Jahren sind, wie uns gesagt worden, zahllose Terroristen in Rio Grande eingewandert. Die Agenten des „Povoamento do Solo“ hatten in diesen Leuten ein nützliches Kolonistenmaterial entdeckt und die Einwanderungsbehörden schickten sie seelenruhig nach den neuen Kolonien, obwohl sie schon in Porto Alegre kein Hehl daraus machten, daß sie von der Landwirtschaft nichts verstehen und daß ihre bisherige Tätigkeit die „Politik“ gewesen. Sie kamen aus Odessa, aus Warschau und aus Lodz und hatten wirklich anheimelnde Namen: Mandelblüth, Veilchenblum etc. Jetzt hat man nun die Bescherung. Der verletzte Alcides Brum ist inzwischen seinen Wunden erlegen.

— Die bekannte italienische Künstlerin Giselda Cumieri, die früher der Gesellschaft Vitale angehörte und jetzt bei Lahoz ist, wurde in der Stadt Santa Maria um 6 Contos, Schmucksachen und 31 Pfund Sterling bestohlen. Der Dieb stieg durch das Fenster in das Zimmer ein.

Telegramme der Woche

Deutschland.

— Die belgische Regierung entschuldigte sich wegen der Plakate aufreizenden Inhalts, welche an das Gebäude der deutschen Gesandtschaft in Brüssel angeschlagen wurden. Die deutsche Regierung erklärte in ihrer Antwort, daß sie den Zwischenfall als erledigt betrachte.

— Aus Hamburg wird telegraphiert, daß die der Vereinigung der Metallarbeiter angehörenden Elektriker mit 504 Stimmen gegen 37 den allgemeinen Ausstand erklärt haben, weil die Arbeitgeber die neuen Lohn Tabellen, welche die Vereinigung aufgestellt hat, nicht annehmen wollen.

— Die Flottentätigkeit in England ist überaus eifrig. In den Depots in Aldershot wird fleißig gearbeitet und vorbereitet, die Mittelmeerflotte übt Tag und Nacht. Alle diese großen Anstrengungen werden mit der Marokko-Frage in Zusammenhang gebracht.

— In allen Teilen Deutschlands herrscht Unruhe und schwirren beunruhigende Gerüchte herum, die alles mögliche über die politische Lage verbreiten. In Straßburg wurde das Gerücht verbreitet, daß der deutsche Gesandte in Paris ermordet worden sei und erwarte man jeden Augenblick die Kriegs-

erklärung, wenn die Feindseligkeiten nicht schon begonnen hätten. Dieses Gerücht, welches anscheinend von Berlin aus verbreitet wurde, hatte seine Ursache in der plötzlichen Rückkehr der Dragoner von Colmar. Diese Rückkehr wurde aber bestimmt, durch eine Epidemie, von glücklicher Weise nicht bösartigem Charakter, welche unter den Truppen grassiert. Aus Stettin wird berichtet, daß durch die in Umlauf gesetzten Kriegsgerüchte auf die pommerischen Banken u. Sparkassen ein Sturm lauf vorgenommen wurde. In den letzten Tagen wurden Depots in Höhe von 500.000 Mark zurückgezogen.

— Der Reichskanzler übergab dem Kaiser in Kiel die Vorschläge Frankreichs in betreff der Marokko-Angelegenheit. Alles hängt nun von der Antwort des Monarchen ab.

— Der „Lokal-Anzeiger“ in Berlin, der gewöhnlich gut informiert zu sein pflegt, berichtet, daß die französischen Vorschläge wenig Hoffnung für eine schnelle Lösung der Angelegenheit einflößen.

— Der Flottenverein fährt fort, die Notwendigkeit der Konstruktion neuer Schiffe, besonders Kreuzer zu betonen. Die Börse zeigt eine festere Tendenz, aber in Finanzkreisen im allgemeinen herrscht große Unruhe und Besorgnis. In Frankfurt sind die Mannschaften, die bei einer Mobilisierung als Eisenbahnbeamte zu dienen haben, zu einer Uebung für den 25. u. 26. einberufen worden. Infolge der Kriegsfurcht sind fast alle Spareinlagen aus den Sparkassen zurückgezogen worden.

— In allen Städten Deutschlands wurde der Erinnerungstag der Schlacht bei Sedan festlich begangen.

— Ein großer Teil der deutschen Presse stellt mit Verwunderung die Unruhe in der Haltung der Bevölkerung in allen Teilen des Reiches in Bezug auf die Marokko-Frage in den letzten Tagen fest. Diese Haltung ist auf das Bekanntwerden von Vereinbarungen zurückzuführen, die Frankreich mit verschiedenen Mächten zur Lösung der Marokko-Frage getroffen hat und die deutsche Diplomatie in eine mit größter Vorsicht zu behandelnden Lage bringen.

— In der Universitätsstadt Bonn kam es in einem Tanzlokale zu Konflikten zwischen den dort anwesenden Studenten und der Behörde. Zwei Studenten wurden dabei verwundet. Die Polizei nahm einige Verhaftungen vor.

— Kaiser Wilhelm gab an Bord seiner Yacht Hohenzollern ein Bankett zu Ehren des österreichisch-ungarischen Thronfolgers. Zu demselben wurden hinzugezogen der Reichskanzler, der Marinesekretär, der Oberstkommandierende der österreichischen Flotte Admiral Montecucoli und die Mitglieder des königlichen Hauses. Der ehemalige brasilianische Marineminister Vizeadmiral Alexandrino de Alencar war ebenfalls eingeladen und saß neben dem Reichskanzler und in der Nähe des Kaisers.

— Der Kaiser hielt eine große Flottenrevue in Kiel ab. 120 Schiffe nahmen an derselben teil, das sind 30 mehr, als im vorigen Jahre bei gleicher Gelegenheit in Danzig anwesend waren. Die Besatzung derselben besteht aus 31.000 Mann und im ganzen nahmen 500.000 Mann an der Besichtigung teil. Die Schiffsbewegungen wurden mit einer Schnelligkeit von 18 Meilen pro Stunde ausgeführt. Der brasilianische Vize-Admiral Alexandrino de Alencar war zu dieser Flottenrevue ebenfalls geladen.

— Nach der Abreise des österreichischen Thronfolgers Erzherzogs Franz Ferdinand hatte Kaiser Wilhelm eine längere Konferenz mit dem Staatssekretär von Kiderlen-Wächter.

— Die Nachricht von dem Scheitern der Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich wird offiziell als unwahr bezeichnet. Im Gegenteil, nach der Konferenz die der Reichskanzler mit dem Staatssekretär von Kiderlen-Wächter hatte, wird dieser nunmehr die Verhandlungen mit dem französischen Gesandten fortsetzen.

— Der Staatssekretär Herr von Kiderlen-Wächter hatte

eine Konferenz mit dem Reichskanzler Herrn von Bethmann-Hollweg in der Marokko-Angelegenheit. In derselben legte er dem Reichskanzler das Verzeichnis der Änderungen und Zusätze vor, welche im Auswärtigen Amt ausgearbeitet wurden und als Einwendungen gelten sollen, welche die deutsche Regierung auf die von dem französischen Gesandten Jules Cambon gemachten französischen Vorschläge zu machen habe. Der Reichskanzler wird diese Vorschläge dem Kaiser unterbreiten und bevor nicht dieser dieselben geprüft, wird keine weitere Unterredung zwischen dem Staatssekretär und dem französischen Gesandten stattfinden.

— Aus Stuttgart wird berichtet, daß in der Gegend von Hechingen ein Erdbeben gespürt wurde.

— Von Stettin wird mitgeteilt, daß die finanzielle Panik andauert. Aus den städtischen Sparkassen wurden neuerdings zweihundertundsechzigtausend Mark zurückgezogen.

— Die Kölnische Zeitung meint, daß die Sicherung der deutschen Interessen in Marokko das Eingreifen Sachverständiger erfordere. Das Studium der Frage ist so ungeheuer schwer und heikel, daß es die äußerste Vorsicht verlange. Das Blatt fügt hinzu, daß bei einigem guten Willen von beiden Seiten die Verhandlungen bald zu Ende geführt sein können.

— In Stettin, Metz und anderen Städten hält nach den Behauptungen des Agence Havas die Unruhe, die der Fortgang der deutsch-französischen Verhandlungen erzeugt hat, an. Die Bevölkerung zieht immer noch ihre Spareinlagen aus den Sparkassen, aus Angst vor einem Kriege, zurück. Die Berliner Börse indessen ist bereits wieder zu normalen Verhältnissen zurückgekehrt.

— Leutnant Neumann machte in Straßburg einen Aufstieg im Aeroplan, bei welchem ihn der Leutnant Leconte als Passagier begleitete. In großer Höhe angelangt, stürzte das Flugzeug plötzlich ab und beide Insassen kamen ums Leben.

— Die Gesellschaft für drahtlose Telegraphie in Berlin kaufte das neue Patent des norwegischen Hauptmanns Hordland. Das Patent schützt eine neue Erfindung desselben, welche in einem bestimmten Typendrucksystem besteht. Auf diese Weise ist es möglich, das Geheimnis der Radiogramme zu wahren. Die Gesellschaft hat das Patent für alle Länder auf diese Erfindung erworben.

— In Hamburg wurde der neue Tunnel, der unter der Elbe hindurchgeführt ist und die Stadt mit dem Steinwärder verbindet, eröffnet. Derselbe hat eine Länge von 428 Meter.

— Die Gegenvorschläge der deutschen Regierung auf die vom französischen Gesandten vorgelegten Entschädigungsanerbieten, werden von Frankreich in Erwägung gezogen und jedenfalls auch angenommen werden. Herr Jules Cambon hat sich auf einen Tag nach Dresden begeben und wird heute eine neue Unterredung mit dem Staatssekretär von Kiderlen-Wächter haben.

— An der Berliner Börse hat erneuerte Kriegsfurcht wieder eine Panik verursacht. Der Berliner Lokalanzeiger tadelt die Geschäftsleute, die sich auf diese Weise in's Boxhorn jagen lassen, wo doch offiziell bekannt ist, daß die Verhandlungen in gutem Fortgang begriffen sind und ihr Abschluß den Frieden entgültig sichern wird. Neue beunruhigende Nachrichten tauchen aber trotzdem immer wieder auf und wir können von hier aus schwer beurteilen, ob das Telegraphenbureau oder sonstige deutschfeindliche Elemente daran die Schuld tragen. Jedenfalls wollen wir unseren Lesern diese Nachrichten nicht vorenthalten. So bringt ein weiteres Telegramm aus Berlin die folgende Nachricht: In hiesigen französischen Kreisen heißt es, daß die Gegenvorschläge der deutschen Regierung für Frankreich wirklich unannehmbar sind und daß eine tiefere Meinungsverschiedenheit zwischen der deutschen und französischen Regierung herrscht, als offiziell zugegeben wird. — Diese Nachricht trägt offenbar das tendenziöse an der Stirne und man merkt, daß sie nur verbreitet wird, um im Trüben zu fischen, Unruhe zu erregen und dabei bei Finanzoperationen sein Schäfchen ins Trockene zu bringen.

In Essen, Friedrichshafen, Aachen und Köln hatten die Banken infolge der Panik einen Sturm der Depositenbesitzer auszuhalten, die alle ihre Gelder zurückzogen.

GUSTAV BREYER

HAMBURG

PLANOS

TROPENSICHER GEBAUT.

HERVORRAGEND IN TON UND ELEGANZ. MÄSSIG IM PREIS.

Illustrierter Katalog gratis.



In Königsberg dauert die Panik noch an und fortgesetzt werden die Depots aus den Banken zurückgezogen.

Wir möchten hinter diese Nachrichten viele Fragenzeichen setzen, da sie mit dem wirklichen Fortgang der diplomatischen Verhandlungen in schreiendem Widerspruch stehen.

— Der Wochenabschluß der Reichsbank wies gegen die Vorwoche folgende Veränderungen auf: Zunahme im Wechselportfeuille 27.000.000 Mark; desgleichen in Depositen 15.200.000 Mark. Dagegen Verminderung des Metallvorrats um 23.428.000 Mark, Verminderung in kautionierten Wertpapieren um 25.120.000 Mark und Abnahme des Notenumlaufes um 23.432.000 Mark.

— Von Homburg vor der Höhe nach dem sieben Meilen entfernt liegenden Königstein im Taunus wird eine einschienige Eisenbahn gebaut werden.

— Graf Zeppelin hat mit seinem Ballon „Schwaben“ die Reise von Baden-Baden nach Potsdam in 12½ Stunden zurückgelegt. Er hat den Flug nur einmal in Gotha, wo er Station machte, unterbrochen.

— In Eßlingen in Württemberg machte der Flieger Eyring mehrere Versuche mit seinem Apparat. Bei einem derselben stürzte er ab und starb auf der Stelle.

— Der brasilianische Militärattaché, Coronel Emilio Julien, hat der Berliner Presse die Mitteilung zugehen lassen, daß die Kommission für Heer und Marine des Notionalkongresses dem Gesetz des Herrn Soares dos Santos, das die Regierung ermächtigt, ausländische Instrukteure anzunehmen, günstig begutachtet habe. Nach dieser Erklärung erwartet man, daß im nächsten Jahre der Kontrakt mit den deutschen Instrukteuren zustande kommen werde. Die „Vossische Zeitung“, die mehr als anderen deutschen Blätter sich mit dieser Angelegenheit befaßt hat und die auch in der Sache sehr gut unterrichtet ist, meint ganz richtig, daß die Entscheidung der Kommission einen Sieg der Logik über die haltlosen Einwendungen der französischen Chauvinisten bedeute.

— Infolge alarmierender Gerüchte über die Marokko-Angelegenheit hat sich der Börse eine gewisse Aufregung bemächtigt. Gestern hat der Staatssekretär Kiderlen-Wächter der Presse erklärt, daß zu Besorgnis kein Anlaß vorliege und daß die Gerüchte sich auf keine Tatsachen stützen. Die Verhandlungen mit Frankreich nehmen ihren ordnungsmäßigen Gang und es sei nun eine friedliche Lösung der Frage zu erwarten.

— Kaiser Wilhelm ist nach den Herbstmanövern abgereist. Vorher hatte er eine Besprechung mit Herrn Kiderlen-Wächter. Da der Monarch sich der Hauptstadt entfernt, scheint es mit der Marokko-Angelegenheit doch nicht so schlimm zu stehen, wie die sensationellen Telegramme glauben machen wollen.

— Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ will aus gewissen Vorgängen in der holländischen Politik die Möglichkeit sehen, daß Holland im Fall eines Krieges den Engländern erlauben würde in ihrem Land deutschfeindliche Bewegungen vorzunehmen. Dieser Verdacht kann nur ver-



**schaffen Ordnung und Uebersicht in jeder
:: Geschäfts- und Privat-Registatur ::
Alleinverkauf für einige Länder Uebersee
an kapitalkräftige Firmen noch abzugeben
Verlangen Sie Offerte und Muster von
**Fabrik Stolzenberg G. m. b. H.
Oos Baden.****

schwinden, wenn Holland vorhinein seine vollständige Neutralität erklärte.

— Verschiedene Blätter melden, daß Herr von Kiderlen-Wächter die Erklärung abgegeben habe „es sei keine Kriegsgefahr vorhanden“.

Oesterreich-Ungarn.

— Aus Wien wird gemeldet, daß in gut unterrichteten Kreisen die Nachricht verbreitet ist, daß die Verhandlungen über die Einfuhr von ausländischem Schlachtvieh bestimmt innerhalb 14 Tagen wieder aufgenommen werden würden.

— Die Beamten sämtlicher in Wien mündenden Eisenbahnen drohen mit Arbeitseinstellung, wenn ihnen nicht eine Gehaltsaufbesserung von 20 Prozent bewilligt werde.

— Der gemeinsame Kriegsminister Baron von Schönauich gab seine Entlassung, da er sich mit dem Finanzminister über das Armeebudget nicht einigen konnte.

— Auf der Fahrt von Preßburg nach Komorn wurde einem Reisenden eine Handtasche mit 12.000 Kronen gestohlen. Der Tat verdächtig erscheint eine elegant gekleidete Dame, die auf einer Zwischenstation ausstieg.

— In Krakau starb der Kardinal-Erzbischof Puzyna im Alter von 79 Jahren.

— Der Lord-Mayor von London ist in Begleitung von mehreren Stadtverordneten zum Besuch in Wien eingetroffen. Sie wurden am Bahnhof von den Mitgliedern der Wiener Stadtverwaltung empfangen und vom Publikum sympathisch begrüßt.

Frankreich.

— Die Rede, die Deleassé in Toulon hielt, war sehr kriegerisch. Seine Erklärungen wurden in heftigem und unfreundlichen Ton gegeben, welcher die Situation nur verschlimmert und die Vermeidung der Kriegsgefahr noch schwieriger macht.

— Die Unruhen in den Departements des Nordens dauern noch immer an. In Belly-Montigny veranstalteten die Bergleute eine Kundgebung am Grabe des bei den letzten Tumulten ums Leben gekommenen Bergmanns Humbert. Beim Verlassen des Kirchhofes wurde der Abgeordnete der revolutionären Arbeiterverbindung von ungefähr 20.000 Menschen ausgepiffen. Fünfundsiebzig Gendarmen versuchten den Bergleuten eine rote Fahne zu entreißen, wurden aber von denselben umzingelt und zum Rückzug gezwungen.

— Das Fleisch ist in Montigny immer noch knapp und teuer. Ein auf dem Boulevard wohnender Besitzer tötete ein Pferd und bot dessen Fleisch zum Verkauf an, fand aber keine Käufer. Die Frauen des Ortes griffen ihn tödlich an.

— Unter den Webern der Stofffabrik von Halbion in Lille, die sich im Ausstand befinden, sind schwere Konflikte aus-

gebrochen. Die Polizei wurde zur Herstellung der Ruhe herbeigerufen. 20 Personen wurden verwundet. Zur Vermeidung weiterer Tumulte wurden Truppen requiriert. Auch die ausständigen Arbeiter des Ortes von Basse im Departement Indre griffen weiter zu Gewaltmitteln. Sie griffen eine Abteilung Gendarmen an. In dem entstehenden Kampfe wurden 20 Arbeiter und 10 Gendarmen verwundet. Auch nach diesem Platze wurde Militär geschickt.

— Einer Einladung der Stadtverwaltung und der Handelskammer von Boulogne-sur-Mer Folge leistend, besuchte der ehemalige brasilianische Bundespräsident Nilo Peçanha die Stadt. Dieselbe hatte zu seinem Empfang ein festliches Kleid angelegt, viele Häuser waren mit französischen und brasilianischen Fahnen geschmückt. Bei dem von der Handelskammer zu Ehren des Gastes veranstalteten Festessen hob der „Maire“ die Verdienste Nilo Peçanhas hervor und toastete auf das Gedeihen und den Fortschritt Brasiliens. Der ehemalige Bundespräsident besuchte die großen Maschinenfabriken und sonstigen industriellen Anlagen der Stadt und wurde überall von den Arbeitern mit Jubel empfangen.

— In Paris wurde ein Russe verhaftet, der verdächtig ist, an dem Diebstahl einer Statuette aus dem Louvre-Museum beteiligt zu sein. Die Polizei glaubt, daß der Diebstahl der „Gioconda“ mit dem der Statuette in Zusammenhang steht und daß die verschiedenen, in der letzten Zeit im Louvre verübten Diebstähle von einer internationalen Gaunerbande systematisch ausgeführt wurden.

— Das beim Pariser Riviera Bahnhof im Bau befindliche Variété-Theater Eldorado stürzte ein, und zwar fielen die Trümmer nach innen. 50 Arbeiter, welche sich bei der Arbeit befanden, wurden in den Ruinen verschüttet und ließen ein furchtbares Wehgeschrei ertönen. Gendarmen, Feuerwehrleute und 150 Soldaten arbeiten mit Aufbietung aller Kräfte, um die Unglücklichen zu befreien. Die Polizei sperrte das Grundstück ab. 14 Tote und 16 Verwundete wurden bereits aus den Trümmern hervorgezogen, nach den übrigen wird noch weiter gesucht.

— Die Protestkundgebungen im Innern Frankreichs gegen die teuren Lebensmittelpreise hören nicht auf. In Brest kam es auf der Arbeiterbörse zu heftigen Antritten, so daß die Truppen zur Wiederherstellung der Ordnung einschreiten mußten. In Cherbourg erwählte eine Versammlung eine Kommission von 20 Frauen, um die Protestbewegung gegen die von den Kaufleuten verlangten teuren Preise in die Wege zu leiten. In Roubaix griff die Menge die Schlachtereien und Milchhandlungen an. Die Kavallerie sprengte sie auseinander und nahm mehrere Verhaftungen vor. In mehreren anderen kleineren Plätzen spielten sich ähnliche Vorfälle ab.

— Aus Fez wird telegraphiert, daß das Pulver- und Munitions-Magazin der französischen Garnison in Rabat infolge einer Explosion in die Luft flog. Ein Hauptmann und zwei Soldaten wurden getötet und ein anderer und vier Soldaten schwer verwundet. Die Ursachen der Katastrophe sind noch unbekannt.

— In Chamberg, Moulins, Breteuil, Calais und Mouzon sind ebenfalls Unruhen wegen der Teuerung der Lebensmittel ausgebrochen. Im letzteren Orte wurden die Manifestanten von dem sozialistischen Präfekten angeführt. Der General-Streik wurde für die Dauer von 24 Stunden proklamiert.

— Die Regierung erlaubte die Einführung holländischer Schweine in französisches Gebiet.

England.

— Die Times publiziert ein Telegramm aus Amsterdam, welches von einem Unfall an Bord des holländischen Panzerschiffes Herzog Hendrik berichtet. Dasselbe befindet sich augenblicklich in Holländisch-Indien. Bei dem Unfall kamen 15 Mann der Besatzung ums Leben.

— „Daily News“ wollen aus sicherer Quelle wissen, daß der Exkönig D. Manoel mit der Untätigkeit der Monarchisten sehr unzufrieden ist. Er feuert den Ex-Hauptmann Paiva Couceiro fortgesetzt an, in Portugal einzumarschieren. Der Grund hierfür, so fügt die Zeitung hinzu, ist die Abnahme



Spezialfabrik
für Kellereimaschinen

Ing. H. Heinrich

WIEN, XIX. ~~1840~~ Gegr. 1840

liefert in vorzüglicher Ausführung Pumpen
für Weinkellereien und Brauereien, ferner
Flaschenreinigungs- Wasch-, Füll- und
Korkmaschinen. — Pasteurisirapparate. —
Stehende Röhrenkessel. — Weinpressen.
Kataloge und Offerte auf Verlangen.

Kommissionslager u. Vertreter: **Carlos Zukermann, Porto Alegre**

der Geldmittel in der sogenannten Verschwörungskasse. Jeder Aufschub kostet weiteres Geld und vermindert die Anklänge der Verschwörung. Ein Telegramm aus Madrid meldet, daß auf Befehl des Ministerpräsidenten Canalejas die spanischen Behörden den an der Grenze befindlichen Portugiesen die Mitteilung haben zugehen lassen, daß Ansammlungen von verdächtigen Personen nicht mehr geduldet würden. Die überall verbreiteten Gerüchte, daß die Verschwörer bei Chaves portugiesisches Gebiet betreten hätten, haben sich nicht bestätigt.

— In England werden Postverbindungen vermittelt lenkbarer Luftballons eingerichtet werden. Der erste dieser Luftpostzüge wird Briefe des Monarchen, der königlichen Familie und der Gesandten befördern und die folgenden Züge dem allgemeinen Verkehr zugänglich sein.

— In London, sowie im ganzen Süden Englands herrscht unerträgliche Hitze. Sonnenstiche sind an der Tagesordnung.

Italien.

— Trotz der Sommerferien herrscht in diplomatischen Kreisen große Bewegung infolge der bevorstehenden Entscheidung über die Besetzung von Tripolis. Der internationale Vertrag, der die Besetzung von Seiten Italiens anerkennt, wird in Paris abgeschlossen werden, sobald die italienischen Truppen nach diesem Teil Türkisch-Afrikas abgeschickt sind. Die offiziöse Tribuna veröffentlicht eine Unterredung eines ihrer Redakteure mit einer hochgestellten türkischen Persönlichkeit, welche sich in Rom aufhält. Dieselbe erklärte daß ihr die Nachricht von der geplanten Besetzung von Tripolis eine gewisse Ueberraschung verursachte, da die Pforte von Deutschland sowohl, als auch von Oesterreich-Ungarn die Versicherung empfangen hätte, daß diese beiden Mächte die Besetzung verhindern würden. Im letzten Augenblicke indessen sind diese Versprechungen nicht erfüllt worden, indem die Kabinette beider Mächte der Türkei erklärten, daß sie in diese Angelegenheit nicht eingreifen könnten. Die viel besprochene Opposition, die eventuell die italienischen Sozialisten machen würden, fällt auch in sich zusammen, da man bereits weiß, daß dieselben sich mit der vollzogenen Tatsache abfinden und auch zu militärischen Operationen stillschweigen würden, falls solche durch die Haltung Deutschlands und Englands nötig werden sollten. Es ist jedoch die Ansicht vorherrschend, daß eine militärische Aktion von Seiten Italiens nicht nötig sein wird, da Deutschland, welches die erste Macht war, die Entschädigungen wegen der Verletzung des Vertrages von Algeciras verlangen, gegen eine Besetzung von Tripolis nichts einzuwenden haben wird, besonders da der Beschluß die Zustimmung Frankreichs und Englands besitze. Was Oesterreich-Ungarn anbetrifft, so hegt man die Ansicht, daß sich dasselbo nach den Beschlüssen Deutschlands richten wird und das gerade diejenige Macht, die Bosnien und die Herzegowina ihrem Gebiet einverleibte und von den Mächten verlangte, die vollzogene Tatsache anzuerkennen, sich am allerwenigsten einer Besetzung des in Frage stehenden afrikanischen Gebietes widersetzen dürfte.

— In Smyrna hat sich folgender unliebsamer Vorfall ereignet. Ein türkischer Unteroffizier befahl dem Italiener Monetari, Besitzer eines Kinematographentheaters, sein Lokal zu schließen. Dieser widersetzte sich dem Befehl und verlangte von dem Unteroffizier, daß er denselben von dem türkischen Major, der gerade am Hause vorüberging, bestätigen lassen solle. Dieser hatte denn auch nichts eiligeres zu tun, als den Unteroffizier in seinem Befehl zu unterstützen. Monetari erklärte aber nimmehr, daß er sein Lokal erst nach einer Entscheidung des italienischen Konsuls schließen werde, und hißte die italienische Flagge. Die beiden Türken gerieten hierüber in Wut und schlugen nach dem Flaggenstock, wobei die Fahne zerriß und herunterfiel. Kurz nach dieser Szene erschien der italienische Generalkonsul, der den turbulenten türkischen Major energisch zur Rede stellte und ihn zwang, die zerrissene italienische Fahne ordnungsgemäß wieder zurückzugeben. Die italienischen Zeitungen beschäftigen sich ausführlich mit diesem Zwischenfall und fragen die Regierung, wann sie sich entschließen wird, etwas energischer mit der Türkei zu verfahren.

— Aus Livorno wird berichtet, daß die durch den Arbeiterstreik seit Monaten geschaffenen unerträglichen Zustände allmählich wieder normalen Verhältnissen zu weichen beginnen. Man erwartet binnen Kurzem eine beide Teile zufriedenstellende Lösung. Viele Arbeiter sind in den letzten Tagen zurückgekehrt und zeigen Lust, die Arbeit wieder aufzunehmen. Man erwartet indessen auch von der Hochofen-Gesellschaft, daß sie ihre starre, ablehnende Haltung verlassen und wenigstens die mit dem Präfekten von Livorno und den Lokalbehörden eingeleiteten Verhandlungen fortsetzen wird.

Rußland.

— Das Kriegsgericht verurteilte den Hauptmann im Generalstab Postnikoff wegen Hochverrats zu 8 Jahren Zwangsarbeit und zur Degradation.

— Die Manöver der russischen Truppen an der mandschurischen Grenze wurden wegen des Wüthens der Cholera abgesagt. (Eine angenehme Gegend: im Winter Lungenpest, im Sommer Cholera!)

— Die hohen Preise für Lebensmittel, die seit dem Ausstand vom Jahre 1903, sich überall bemerkbar machten, treten jetzt noch schärfer in die Erscheinung, weil aller Orten durch Mißernten das Mehl erheblich teurer geworden ist. Einige andere Produkte gingen um 50 Prozent in die Höhe. Das kaiserliche Ratskollegium und das Ministerium werden zusammentreten um die Mittel und Wege zu beratschlagen, welche zu ergreifen sind, um die Not zu vermindern.

Niederlande.

— Die holländische Regierung folgt dem Beispiel Belgiens und trifft Vorbeugungsmaßregeln, um sich gegen die Folgen der heimlichen Mobilmachung



Es ist bekannt, daß alle Deutsche bei längerem Aufenthalt im Ausland ein wahrer Heißhunger nach deutschen Gemüsen befällt, für die die köstlichsten fremden Bodenerzeugnisse keinen Ersatz zu bieten vermögen. Ihnen kann nicht dringend genug geraten werden, sich durch eine Hamburger Export-Firma eine Sendung Dörrgemüse von C. H. Knorr in Heilbronn a/Neckar kommen zu lassen, die neben ihren weltberühmten Suppentafeln, Erbswürsten und dergl. speziell für den Export nach den Tropen bestimmte, durchaus haltbare Dörrgemüse in allen Sorten herstellt. Die Knorr'schen Präparate sind überall von geradezu unschätzbarem Nutzen.

der deutschen Truppen in den Grenzbezirken zu sichern. So werden die Mannschaften aus den Jahrgängen 1907 und 1908 einen Monat länger dienen. Diese Anordnung verursachte große Aufregung unter der Bevölkerung, besonders weil die Regierung keine Gründe dafür angibt. Die Königin Wilhelmine wird den Manövern in den nächsten Wochen beiwohnen.

Belgien.

Auch in Brüssel macht sich die Verteuerung der Lebensmittel bemerkbar und ruft in der Bevölkerung Unzufriedenheiten hervor. Am Montag kam es zu ersten Konflikten, indem die Volksmenge mehrere Geschäftshäuser plünderte. Die Polizei konnte die aufgeregte Menge nur mit Mühe zurücktreiben.

Zweitausend Schlachter aus der Gegend von Mons, Charleroi, La Louvière und ein großer Teil aus Brüssel, beschlossen in den Ausstand zu treten, zum Zeichen des Protestes gegen die teuren Fleischpreise.

Schweiz.

In Bern wird ein Denkmal zum Andenken an die Welt-Telegraphen-Vereinigung errichtet werden. Die Kommission, die über die eingerichteten Entwürfe zu entscheiden hat, wählte das Projekt des Bildhauers Romagnoli aus Bologna.

Brüsseler Zeitungen melden, daß an der deutsch-belgischen Grenze mehrere deutsche Offiziere beobachtet wurden, als sie topographische Aufnahmen vornahmen und verschiedene Punkte photographierten.

Spanien.

In Malaga nimmt der Arbeiterausstand große Ausdehnung an und gibt zu Besorgnissen Anlaß. Die Regierung, so wird versichert, hat deshalb dem Gouverneur der Stadt die Weisung gegeben, bei der ersten Gewaltmaßregel von Seiten der Ausständigen den Belagerungszustand zu proklamieren.

Der Generalkapitän von Melilla, General Garcia Aldave, teilte dem Kriegsminister mit, daß die marokkanischen Rebellen, die den Spaniern am Flusse Kert gegenüberstehen, seit gestern bedeutende Verstärkungen durch die Mauren von Alhucemas erhielten und ständig gegen die Truppen feuerten. Er bedürfte schleuniger Truppensendungen. Die Regierung sandte sofort die erbetenen Verstärkungen ab und beorderte die Kriegsschiffe nach Alhucemas. Man fürchtet, daß der Aufstand sich weiter ausbreitet.

Aus Bilbao wird gemeldet, daß der Arbeiterausstand sich über die ganze Provinz verbreitet. Fortgesetzt werden Ausschreitungen begangen, die die Miliz und die Truppen des Heeres unterdrücken müssen. Ein Offizier der Miliz wurde am Kopfe verwundet. Viele Verhaftungen fanden statt. Für heute erwartet man die Erklärung des Generalstreiks. Die Nachricht von der beabsichtigten Erklärung des Belagerungszustandes bestätigt sich.

Portugal.

Aus Lissabon wird berichtet, daß der Ministerpräsident João Chagas auf eine Interpellation von Bernardino Machado antwortete, daß die Regierung weiterhin energische Maßregeln ergreifen würde, um das Eindringen der in Spanien befindlichen Verschwörer in portugiesisches Gebiet zu verhindern. Er fügt außerdem noch hinzu, daß die monarchisch gesinnten Offiziere des Heeres und der Flotte, mit welchen die Verschwörer rechnet, sich mittlerweile für die Republik erklärt hätten, weil sie überzeugt sind, daß jeder Versuch zur Wiederherstellung der Monarchie sofort energisch unterdrückt werden würde. Außerdem sind die sich in Spanien und anderen Ländern befindenden Verschwörer in elender Lage. Sie haben weder Waffen noch Munition, weil die Schiffe, die von England das nötige Material bringen sollten, mit Beschlagnahme belegt wurden.

Vereinigte Staaten.

Aus Chicago kommt die Mitteilung von der Erklärung des Präsidenten der Illinois Central Railway, die besagt, daß der Sekretär der Eisenbahn Vereinigungen die Abgesandten der Arbeiter nicht empfangen habe. Die Aussicht auf eine Verständigung sei demnach ausgeschlossen. Man erwartet einen Streik, ähnlich dem jüngst in London stattgehabten.

Mexiko.

In Mexiko geht das Gerücht, daß bei einem in der Nähe von Chinamecaca in der Republik Salvador stattgefundenem Kampfe zwischen den Bundestruppen unter General Morales und den Aufständigen unter Zapata, diese letzteren mehr als 50 Tote und eine große Anzahl Verwundeter aufzuweisen hatten. Während des Kampfes will einer der Soldaten den General Zapata vom Pferde haben fallen sehen, man weiß aber nicht, ob derselbe tot oder nur verwundet ist.

Chile.

Aus Santiago wird telegraphiert, daß die Zeitung „L'Italia“ einen heftigen Artikel gegen die italienischen Einwanderung veröffentlicht hat. Derselbe sagt, daß die den Kolonisten angewiesenen Ländereien von chilenischen Magnaten usurpiert seien. Der Artikel enthält schwere Beleidigungen gegen Chile.

Uruguay.

Die 20 Millionen-Anleihe, die die Regierung in Europa aufnehmen will, ist zur Verschönerung der Stadt Montevideo bestimmt. Es sollen daselbst breite Alleen eingerichtet und verschiedene öffentliche Gebäude neu gebaut werden.

Argentinien.

Die Zeitung „La Razon“ von Buenos Aires glaubt, daß ungefähr elftausend Immigranten, hauptsächlich Italiener nach Beendigung der Kaffeeernte in Brasilien nach Argentinien kommen würden, um dort bei der Ernte tätig zu sein. Die Kontrakte wären bereits abgeschlossen. Die Leiter der verschiedenen Eisenbahngesellschaften versprachen dem Ackerbauminister, die Beförderung in das Innere des Landes auf alle erdenkliche Weise erleichtern zu wollen. Wenn die Not an Kolonisten weiter andauere wird die Regierung alle öffentlichen Arbeiten einstellen und die dadurch frei werdenden Leute bei den Erntearbeiten verwenden.

Infolge dichten Nebels in der Einfahrt zum Hafen von Buenos Aires stieß der Dampfer „Rio Uruguay“ von der Impresa Lambruschini mit dem Dampfer Madrid, dem Rheeder Mihanovicz gehörig, zusammen. Beide Schiffe wurden stark beschädigt, Menschen wurden jedoch nicht in Mitleidenschaft gezogen.

Feuilleton

Das Familienkreuz

Roman von M. Gräfin v. Büna.

Hartung machte trotz ihres Drängens durchaus keine Anstalten, ihr eine geregelte Tätigkeit in seinem Krankenhaus zu verschaffen. Sie bat dann selber die Oberin um Erlaubnis, beim Pflegen helfen, der Operationen beiwohnen zu dürfen, da sie gelernte Schwester sei, ihre Bitte wurde rund abgeschlagen. Kam sie einmal, um einen Patienten ihres Mannes im Krankenhaus zu besuchen oder den ärmeren Kranken Geschenke zu bringen, so merkte sie sehr gut an den kühlen Mienen der Oberin, dem unfreundlichen Benehmen der Schwestern, daß diese Besuche durchaus nicht gern gesehen wurden. Ob die Schwester eine Kontrolle ihrerseits befürchteten, die Oberin in der jungen Doktorsfrau eine Prätendentin auf ihren Posten witterte? Vielleicht. Jedenfalls bat Hartung selbst seine Frau, ihre Besuche im Krankenhaus zu unterlassen. Das machte böses Blut und erschwerte ihm seine Stellung, die durch die Reizbarkeit seines Chefrztes und den schwierigen Charakter der Oberin so wie so nicht leicht sei.

Käthe fügte sich. Sie fing an, die Familien der Fabrikarbeiter aufzusuchen, schickte ihnen Essen, in Krankheitsfällen sprang sie hilfreich ein. Aber auch dies sah Hartung ungern. Er meinte, sie sei zu jung und hübsch, um ganz allein in das abgelegene Stadtviertel der oft sehr rohen Fabrikbevölkerung zu gehen und sich dort allen möglichen Unannehmlichkeiten auszusetzen. Sie widersprach lebhaft und zog nun ihre Schwesterkleider an, denn sie meinte, die Tracht müsse sie vor allem schützen. Aber bald darauf sprach sich in der Stadt das Gerücht herum, Frau Doktor Hartung gehe als barmherzige Schwester umher, um sich aufzuspielen. Hartung mußte manche Neckerei, viele Sticheleien seitens der Oberin und der Anstaltsschwestern mit anhören, die schließlich sogar gerade herausagten, seine Frau habe gar nicht mehr das Recht, die Tracht des Marienstiftes anzulegen.

Daraufhin verbot Hartung seiner Frau ernstlich, sich noch weiter mit derartigen Dingen einzulassen. Die Kranken hätten nicht so viel Nutzen von ihrem Kommen wie er Aerger und Verdruß.

Zum erstenmal gab es deswegen eine heftige Auseinandersetzung zwischen ihnen beiden. Käthe warf ihrem Manne eine kleinliche Denkart vor. Mußte er nicht auf ihrer Seite stehen, statt auf die mißgünstigen Reden anderer zu hören?

Sie nähte seitdem nur noch für die Armen und ging nur auf dringendes Bitten und dann in ihrem gewöhnlichen Kleid zu einem Patienten.

Aber auch das mußte bald unterbleiben, denn sie selber wurde kränklich. Müde schlich sie im Hause umher. Die Aussicht, ein Kind zu haben, die Hartung beseligte, freute sie selber kaum. Ihre Stimmung war zu gedrückt. Den einzigen Lichtblick, den sie in der Zukunft erkennen konnte, war die Taufe des Kindes, zu der die Eltern nach Dortmund zu kommen versprochen. Frau von Rochlitz hatte es fertig gebracht, daß der Vater und sämtliche Geschwister mit Käthe ab und zu Briefe wechselten.

Aber auch die Hoffnung auf der Eltern Besuch sollte sich nicht erfüllen. Es kam Käthe so vor, als ob, seit sie verheiratet war, nichts mehr nach, sondern alles gegen ihren Wunsch und Willen eintraf.

Das Kind überlebte seine Geburt nicht, sie selber lag wochenlang in der Klinik zwischen Leben und Sterben. Als sie endlich nach Hause zurückkehren durfte, war ihr von all den erlittenen Qualen nichts geblieben, als ein kleines namenloses Grab auf dem Kirchhofe und ein unüberwindliches Grauen vor allem, was mit Krankheit, Klinik Krankenhäusern und Schwestern zusammenhing. Jede Erinnerung an den seltsamen und körperlichen Leiden, die sie ausgestanden hatte, konnten ihr noch jetzt den Angst-

schweiß auf die Stirne treiben. Der Karbolgeruch, den die Kleider ihres Mannes aushauchten, erragten ihr noch nach Monaten Uebelsein. Wenn sie an die steifgestärkte, knisternde Schürze ihrer Pflegerin, das gleichgültig harte Gesicht des Professors, die mitleidverzerzten Züge ihres Mannes dachte, schauerte sie wie im Fieberfrost zusammen. Sie ging am liebsten in weitem Bogen um jedes Krankenhaus herum, jeder Schwester ängstlich aus dem Wege. Es war, als ob ihre ganze leidenschaftliche Liebe für den Samariterdienst mit der eigenen schweren Krankheit zugleich überwunden und von ihr abgefallen sei.

Je mehr aber ihre Kräfte zurückkehrten, umso mehr litt sie unter der Enge der Beschränktheit ihres Lebens. Was war jetzt ihr Tagewerk? Eine alte, ungebildete Frau zu unterhalten, ihren kleinbürgerlichen Hausstand zu führen. Denn ihren Mann sah sie wenig, sogar abends schrieb er noch lange in seinem Zimmer, und seitdem sie nichts mehr von seinem Berufe und Krankheitsfällen hören mochte, schien das geistige Band gemeinsamen Interesses, das in diesem einen Punkte wenigstens zwischen ihnen bestanden hatte, völlig abgeschnitten zu sein. Was gab es jetzt noch, das sie beide interessierte? Ihr Kind war tot. Käthe mochte nie davon sprechen. Wenn es gelebt hätte, ob dann das Verhältnis zu ihrem Manne ein innigeres gewesen wäre? Wahrscheinlich nicht, denn sie würden auch über die Erziehung zu verschiedenen gedacht haben. „Es tut nicht gut, Menschen aus ihrer Sphäre zu reißen oder selber aus der eigenen zu ihnen herabzusteigen!“ tönten ihr ihres Vaters warnende Worte ins Ohr.

Wahr — nur zu wahr!

Unwillkürlich zuckte der Gedanke durch ihren Kopf: Es ist gut, daß das Kind nicht lebt, es wäre — doch nicht ganz meines gewesen, sondern auch der Sohn seines Vaters, der Enkel der schrecklichen alten Frau!

Sie entsetzte sich selbst über dies unnatürliche Gefühl. Beschämt schlug sie die Hände vors Gesicht.

Was war aus ihr, der stolzen Käthe von Rochlitz, geworden? Da saß sie in einer spießbürgerlich kleinen Wohnung, zu nichts anderem tauglich, als die Wirtschaft in Ordnung zu halten und sich von ihrem Mann abküssen zu lassen, so oft es ihm gefiel! Sie stampfte plötzlich mit dem Fuß auf. Mit der wieder erlangten Gesundheit kam auch etwas von dem alten Lebensmut und Trotz zurück. Nichts da von Reue, Krankheit und Jammer — es wurde wieder Frühling. Draußen sogar durch diese graue, häßliche Fabrikstadt ging solch leises, süßes Ahnen und Hoffen. An den Sträuchern der rußigen Vorgärten schwellen die Knospen. Die Straßenkinder spielten mit Kreisel und Murmeln, ohne sich von den darüber stolpernden Fußgängern in ihrem Vergnügen stören zu lassen. Manch weißer Papierdrache stieg schon in die Luft — alles untrügliche Zeichen des kommenden Frühlings.

Heiße Sehnsucht erfaßte Käthe, hinauszulaufen, weit fort aus der engen Stadt. Einmal mußten sie abscheulichen Häuser doch aufhören, und freies weites Feld kommen, wenn es auch vorläufig nur schwarze, ungeackerte Erdschollen waren. Es roch doch gut nach keimender Erde, nach neu aufsprießendem Leben! Vielleicht sang irgendwo auch schon ein vorwitziger kleiner Fink, und die rötlich braunen Knospenhüllen der Haselnußsträucher sprangen auf.

Sie sah nach der Uhr. Die Sprechstunde ihres Mannes mußte gleich vorbei sein. Vielleicht gab er heute einmal den schrecklichen Kaffeeklatsch auf oder kürzte ihn wenigstens ab. Dann konnten sie beide noch einen weiten Spaziergang machen. Es blieb schon lange hell, und in der müde und weich herniedersinkenden Abenddämmerung ging es sich auch gut.

Schnell entschlossen, der Regung nachzugehen, stand sie auf und ging hinaus auf den Korridor. Das Mädchen putzte dort die Schlösser der Türen blank. „Sind noch Patienten in der Sprechstunde?“ fragte Käthe.

„Eine Frau ist noch drin, die andern sind schon weggegangen.“

Käthe trat in das Arbeitszimmer ihres Mannes, um ihn

gleich, ehe er zu seiner Mutter ging, abzufangen und ihren Plan vorzutragen. Sie rückte etwas an den Sachen auf seinem Schreibtisch, pustete ein wenig Staub aus den Fächern fort, denn hier durfte kein Buch, kein Zettel verschoben werden, darum ersparte sich die Minna das Staubwischen am liebsten ganz.

Unwillkürlich horchte Käthe auf. Aus dem Sprechzimmer klang laut und scharf das Reden ihres Mannes zu ihr herein.

Eine schrille, weinerliche Frauenstimme zeterte dagegen: „Wir sind so arm, Herr Doktor. Wir können es wirklich nicht zahlen. Sechzig Mark für die paar Besuche!“

„Paar Besuche! Den ganzen Winter habe ich Ihren Mann behandelt“, antwortete Hartung ärgerlich.

„Und geholfen hat's auch nichts.“

„Weil er das Trinken nicht läßt.“

„Wie soll ich denn nur das Geld aufbringen, Herr Doktor? Mein Mann verdient nichts.“

„Verdient nichts. Weil er immer in den Wirtshäusern rumliegt. Für die Beschädigung an seinem Arm hat ihn die Fabrik reichlich bezahlt. Glauben Sie, ich werde ihn aus Freundschaft behandeln? Nein, meine gute Frau, da könnte jeder kommen, und ich selber bald betteln gehen. Sie haben längst das Geld für die Behandlung und eine große Entschädigungssumme bekommen.“

„Es ist nichts da, Herr Doktor.“

„Tut mir leid. Wenn Sie aber so liederlich wirtschaften, werde ich die Kosten nicht tragen. Wenn ich in acht Tagen das Geld nicht habe, muß ich andere Saiten aufziehen.“

Käthe lauschte atemlos. Ihr Herz klopfte bis in den Hals hinauf.

Draußen war es still geworden; es kam ihr so vor, als ob Geld auf den Tisch gezählt würde.

Sie schien sich nicht geirrt zu haben, denn jetzt hörte sie ihren Mann deutlich sagen: „Sehen Sie wohl, daß Sie's haben! Warum also das ganze Lamento? Hier ist die Quittung.“

„Mein letztes Geld ist's, Herr Doktor. Die Miete müssen wir jetzt schuldig bleiben!“ Das klang wie von Tränen erstickt.

Käthe besann sich nicht lange. Sie stürzte zurück in ihr Zimmer, riß ihr Schreibtischfach auf und nahm alles Geld, das darin lag, heraus. Sie wußte kaum, was und wie viel sie griff. Hundertfünfzig Mark mindestens. Es war alles, was sie noch für den Rest des Monats an Geld besaß.

Ohne weiter nachzudenken, nur ihrer Empörung nachgebend, lief sie der Frau nach, die gerade die Korridortür hinter sich zuschlug. Auf der Treppe holte sie sie ein.

„Sie war oben bei meinem Mann, dem Doktor Hartung?“ fragte Käthe atemlos.

Die Frau bejahte. Sie sah die schöne junge Dame, die plötzlich vor ihr stand, verwundert an. Ihre Augen hatten keinen stechenden, argwöhnischen Blick, ihr Anzug war schmutzig und nachlässig.

Käthe aber merkte nichts von alledem. Sie drückte der Frau das Geld, einen Hundertmarkschein und mehrere Goldstücke, in die Hand. „Da ist das Honorar zurück — und noch etwas dazu. Mein Mann schickt es Ihnen wieder. Er hat vorhin nur gescherzt.“

Ohne auf den Schwall von Dankesworten zu achten, mit denen die überraschte Frau sie überschüttete, ging Käthe mit finstern Gesicht in ihre Wohnung zurück. Durch die Tür, die die Frau offen gelassen hatte, sah sie ihren Mann am Schreibtisch stehen. Er schloß gewiß das Geld fort — den Sündenlohn! Jeder Groschen, den er der armen Frau abzwackte, muß ihn auf der Seele brennen, wenn er nicht schon völlig verhärtet war.

„Das ist also der Mann, der meiner Ansicht nach seinen Beruf nur aus den edelsten Motiven ausübt!“ dachte Käthe bitter. „Nichts wie Geld verdienen will er — nur dazu dient ihm sein Amt!“

Sie ging direkt auf Hartung zu, der seinen Schreibtisch gerade wieder abschloß. Er wandte sich nach ihr um und sah sie freundlich an.

„Was gibt's?“ fragte er räscl, als ihm ihr finsterner Gesichtsausdruck auffiel.

Sie deutete mit finsterner Hand auf das eben verschlossene Fach. „Da — da hast du das Geld verwahrt, das du der armen, unglücklichen Frau eben abgepreßt hast! Du glaubst wohl, ein gutes Geschäft gemacht zu haben? Pfui! An jedem Pfennig hängen Schweißtropfen und Tränen.“

„Wovon sprichst du denn eigentlich?“ fragte Hartung kühl. Er bemerkte Käthes wachsende Erregung, stand ihr aber völlig verständnislos gegenüber.

„Ach stell dich nicht an, als ob du von nichts wüßtest!“ brach sie erbittert los. „Ich habe jedes Wort deiner Unterredung mitangehört. Die Aermste bat dich, ihr das Honorar zu erlassen, und du zwangst es ihr ab wie ein erbarmungsloser Wucherer. Du dienst also deiner Sache nur um Geld? Der Beruf ist nichts anderes wie der Not der Armen abgerungenes Schandgeld! Pfui — wie schmutzig, wie ekelhaft ist das alles!“

„Vor allen Dingen mäßige dich in deinen Ausdrücken!“ Ueber Hartungs Stirn lief eine helle Röte. „Du überschütest mich mit ganz ungerechten Vorwürfen.“

„Ungerecht? Ich habe jedes Wort aus deinem eigenen Mund und dem Munde der Frau mitangehört.“

„Du meinst jedenfalls die Frau des Fabrikarbeiters, die eben hier war. Eine ganz verkommene, liederliche Person — ebenso unordentlich und arbeitsscheu wie ihr Mann. Was du ihnen gibst, jagen sie morgen durch die Gurgel.“

„Das geht mich nichts an. Sie sind arm und hilfsbedürftig.“

„Arm aus Faulheit. Ich habe den Mann den ganzen Winter hindurch behandelt, meine ganze Kraft daran gesetzt, ihn für seinen Beruf zu erhalten. Wenn sein Arm schlecht heilt, so lag das daran, weil er das Trinken nicht läßt. Im übrigen ist der Mensch in einer Krankenkasse, hat auch von seinem Fabrikherrn eine anständige Summe zu seiner Pflege bekommen.“

„Du kannst ihn jedenfalls umsonst behandeln.“

„Das kann ich nicht. Fange ich erst einmal damit an, so habe ich in kurzer Zeit nur noch eine Armenpraxis. Die Leute laufen mir das Haus ein, und mir bleibt keine Zeit mehr für meine anderen Patienten. Ich muß auch leben und meine Familie erhalten. Passiert mir in meinem Beruf ein Unglück, wer hilft mir?“

„Eine schöne Logik des Egoismus!“

„Nein — nur gesunde Vernunft. Hab ich erst mein Ziel erreicht, bin ich erst in der Lage, jährlich etwas für schwere Zeiten zurückzulegen, so kann und werde ich unverschuldeter Armut gern helfen. Das heißt, ich werde die Leute Honorar zahlen lassen, ihnen lieber später freiwillig etwas schenken.“

„Wolltest du das bei der Huber auch tun?“

„Nein. Da unterstützt jeder Groschen nur Faulheit und Liederlichkeit.“

„Jeder Pfennig, den du von ihr genommen hast, müßte dir auf der Seele brennen.“

„Durchaus nicht. Ich habe mein Geld redlich verdient — sie ihres im Leichtsinne durchgebracht. Du siehst alles ganz verkehrt an, Käthe. Wenn ich nach deinen Wünschen handelte, säßen wir bald auf der Straße. Bleibe ich bei meinem Entschluß, dann hoffe und glaube ich, in einigen Jahren eine gute Praxis zu haben.“

„Eine Praxis von lauter wohlhabenden Leuten“, warf sie bitter hin.

„Nein, ich gebe Armen und Reichen mein bestes Wissen und Können, opfere ihnen meine Kräfte, vielleicht sogar meine Gesundheit. Tue ich das alles umsonst, ohne an mich und meine Familie zu denken, so handle ich nicht als Wohltäter der Menschheit, sondern wie ein Narr, der früher oder später auf das Mitleid anderer angewiesen sein wird.“

„Das ist der Krämerstandpunkt.“

„Rechnen muß jeder können, der in seinem Beruf vorwärts kommen will. Glaubst du, daß dein Vater etwa seinen Weizen verschenkt, weil die armen Leute gern ihre Semmel billiger kaufen möchten?“

„Lass' meinen vornehm gesinnten Vater aus dem Spiel!“ rief Käthe zornig.

„Dein Vater denkt nicht anders wie ich“, entgegnete Hartung gelassen. „Er nimmt seinen Vorteil auch wahr, weil er weiß, daß er als wohlhabender Mann dem Ganzen mehr nützt, als ein aus falschem Edelmut verarmter Gutsbesitzer es tun würde.“

„Ich glaube, für die Ansichten, die bei uns herrschen, hast du wohl kein sehr großes Verständnis.“ Käthe warf den Kopf in ihrer alten hochmütigen Weise zurück.

Hartung ließ den Ausfall unbeachtet. Er schob derartige Ausbrüche stets auf ihre durch die lange schwere Krankheit noch gereizten Nerven. Er wollte sie an sich ziehen. „Deine Empörung macht deinem guten Herzen, aber nicht gerade deiner Vernunft Ehre, Käthe“, sagte er freundlich.

Sie wehrte ihn heftig ab. „Lass“ mich. Ich finde deine Handlungsweise abscheulich. Nun, diesmal habe ich meinen „praktischen“ Gelderwerb zunichte gemacht! Ich bin der Frau nachgelaufen und habe ihr das Geld wiedergegeben — und noch neunzig Mark dazu, mein ganzes Wirtschaftsgeld, das ich noch besaß. Ich hätte kein Stück Brot mehr essen können, jeder Bissen wäre mir in der Kehle stecken geblieben — immer hätte ich an die Tränen der Aermsten und ihr erpreßtes Geld denken müssen.“

Doktor Hartung sah seiner Frau eine Minute starr ins Gesicht. Wie schön sie war mit den glänzenden Augen, die Röte des Unmuts in dem hübschen trotzigem Gesicht! Es zuckte wie Lachen um seinen Mund. Dieser Streich, den sie ihm gespielt hatte, sah ihr ganz ähnlich. Großherzig und unüberlegt zugleich. „Das war sehr unklug von dir“, sagte er nach einer Weile ernst, aber nicht unfreundlich. „Ich muß dich dringend bitten, dich in Zukunft nicht in meine Berufsangelegenheiten zu mischen. Der einzige Erfolg, den deine verkehrte Großmut haben wird, daß Huber heute abendsinnlos betrinkt, seine Frau und Kinder prügelt, daß sein kranker Arm durch den Alkoholgenuß noch schlimmer wird und mir viel verkommenes Volk ins Haus läuft, da die Huber sicher den Mund nicht hält. Dir muß ich überdies das Wirtschaftsgeld zurückgeben, was mir recht schwer wird. Das sind die praktischen Folgen deiner Großmut am unrechten Fleck. Da es aber nun einmal geschehen ist, wollen wir nicht weiter davon sprechen, sondern zur Mutter hinübergehen, die uns gewiß schon ungeduldig erwartet.“

Er wollte ihren Arm nehmen, aber Käthe machte sich los und trat einen Schritt zurück.

„Ich verstehe dich nicht — und du mich auch nicht. Ich bin in der Stimmung, eine Stunde lang jetzt Kaffee zu trinken und Klatsch zu hören. Ich wollte mit dir spazieren gehen, aber —“

Hartung strich sich über die Stirn. „Es ist die Stunde, auf welche die alte Frau sich den ganzen Tag freut“, sagte er bittend.

„Dann gehe ich allein.“

„Ich kann dich leider in der Tat nicht begleiten — ich habe zu arbeiten. Bitte, bleib aber nicht im Dunklen draußen, wenn die Fabriken geschlossen werden. Es schwebt ein Streik in der Luft. Die Leute sind sehr aufgeregt.“

„Ich ängstige mich nicht. Ich bin zu Hause immer allein gegangen — stundenweit in die Wälder hinein. Ich habe Sehnsucht, mich einmal wieder ordentlich auszulaufen.“

Ihre Gestalt straffte sich. Alles an ihr atmete mühsam zurückgedrängte, heiße Lebenslust. Rasch verabschiedete sie sich.

Hartung ging zu seiner Mutter und setzte sich an seinen gewohnten Platz. Er stützte den Kopf in die Hand. Die alte Frau holte ihr Strickzeug hervor. Ihr war sehr behaglich. Ihren Sohn ein bißchen für sich zu haben — das mochte sie gar zu gern. Sie saß ganz still, um ihn nicht in seinen Gedanken zu stören, und sah nur ab und zu mit glücklichen Augen in sein Gesicht.

Er faßte plötzlich nach ihrer Hand. „Meine gute alte Mutter!“ sagte er leise.

„Mein Herzensjunge!“ Das alte Gesicht sah verklärt von Liebe in seine Augen. Instinktiv erriet sie etwas von den quälenden Sorgen, die an ihm nagten.

„Ernst, deine Käthe ist gewiß noch angegriffen von der schweren Krankheit.“

„Ja, Mutter.“

„Wenn das Kind am Leben geblieben wäre, dann gehörte sie wirklich ganz zu uns. Lach mich nicht aus, Ernst — aber es ist mir manchmal, als wäre sie nur zu Besuch bei uns und könnte eines schönen Tages wieder verschwinden. Das ist ein törichter Gedanke, nicht wahr, Ernst?“

Hartung erschrak. Die alte, einfache Frau sprach seine eigenen Gefühle aus. Sie traf das Richtige — nicht aus Klugheit oder Menschenkenntnis, nur ihre mütterliche Liebe ließ sie die Wahrheit erraten. Was sollte er tun? Konnte er der alten Frau, die nur in und für ihn lebte, sagen: „Du bist zu ungebildet, nicht wohlgezogen genug für meine vornehme Frau. Darum mußt du mein Haus verlassen!“ Er sah im Geist den gramvollen Blick, die unterwürfige, herzerbrechende Trauer, mit der die Mutter sich sofort seinem Entschluß fügen würde.

Er nahm ihre welke, verarbeitete Hand. Wie viel hatte die Mutter früher für ihn gearbeitet, gekocht, gewaschen, ja fast gehungert und entbehrt, damit er seine Studien vollenden konnte!

Aber Käthe, seine schöne, noch immer leidenschaftlich von ihm geliebte Frau, die auch so viel für ihn ausgegeben und geopfert hatte, die sich aufrieb in dem ewigen Kampf mit ihrer heimatlichen Ungeduld — hatte die kein Recht? Es gab nur eine Hilfe: arbeiten, sparen, bis er so viel erübrigen konnte, um der Mutter in der Nähe eine eigene kleine Häuslichkeit zu schaffen. Dann war alles gut. Also vorwärts — keine Zeit vertrödeln!

Er stand auf. „Adieu Mutter — ich muß arbeiten.“

„Arbeiten, immer arbeiten! Was denn nun schon wieder? Jetzt kommen doch keine Patienten mehr?“

Er lächelte über ihre Einfalt. „Ich muß doch noch selber lernen, Mutter, dicke Bücher durchstudieren, Experimente machen — lernen und wieder lernen. Einen Stillstand gibt es in meinem Beruf nicht.“

Die alte Frau sah ihn bewundernd an. Merkwürdig, daß Käthe sich auf einmal gar nicht mehr für diese Dinge interessiert. Früher konnte sie doch nie genug davon hören.

Er zuckte die Achseln. „Vielleicht kommt es noch einmal wieder — vielleicht auch nicht. Das würde auch nichts schaden, wenn —“

„Wenn sie mich wirklich nur liebte!“ wollte er sagen, aber er verschluckte es.

11.

Es lag wie eine unheilswangere Wolke über der Stadt. Ein Streik, der große Ausdehnung annehmen zu wollen schien, drohte auszubrechen. Zwischen den Fabriksherrn und den Arbeitern wurde viel verhandelt. Die Arbeitgeber versuchten auf jede Weise eine gütliche Einigung zu erzielen. Umsonst — alle Vermittlungsversuche scheiterten.

Der Streik brach aus. Die Fabriken standen still. Einen Verlust, nach vielen Tausenden zu zählen, brachte jeder Tag des Stillstandes mit sich.

Die Fabriksherrn versuchten, sich von auswärts Arbeitskräfte zu verschaffen, und bald wurde die Arbeit, wenn auch nicht im ganzen Umfange, doch teilweise wieder aufgenommen.

Das gab Anlaß zu ernstestem Unruhen. Jeden Morgen entstand eine wahre Schlacht zwischen den zugezogenen Arbeitern und den Streikenden.

Die Polizei wird zu gering an Zahl; konnte der immer bedrohlicher anwachsenden Erregung nicht mehr steuern, und eines Tages rückte eine Schwadron zur Aufrechterhaltung der Ordnung in Dortmühl ein.

Durch die Hauptstraßen der Stadt, in der auch Hartungs Wohnung lag, zogen die Reiter mit klingendem Spiel ein, um ihre Quartiere zu beziehen.

Käthe und die alte Frau Hartung sahen am Fenster aus dem Einreiten zu.

An beiden Seiten der Straße standen die Menschen Kopf an Kopf. An der Spitze der Schwadron ritt eine schlanke Reitergestalt. Die hellblaue Farbe des Waffenrocks stand dem schönen dunklen Gesicht vorzüglich. Ohne auf die Zu-

rufe der Menschenmenge zu achten, ritt er in ruhigem Schritt auf seinem dunklen Vollblut durch die Straßen.

Käthe bog sich weit zum Fenster hinaus. War es möglich? Narrete sie ein Traum? Sie erkannte den Rittmeister sofort. Es war Jürgen von Retzow und kein anderer.

Warum warf ihr das Schicksal wieder diesen Mann in den Weg? Den einzigen, der ihren mühsamen errungenen Frieden, ihre in hartem Ringen erkämpfte Entsagung stören mußte!

Ein Blick in sein schönes, unvergeßliches Gesicht genügte, um ihr Herz stürmisch schlagen zu lassen. Sie beugte sich soweit vor, daß ihre Schwiegermutter sie erschrocken am Kleid festhielt.

Oben im Haus schlug ein Dachfenster klirrend zu.

Retzows Pferd schrak zusammen. Mit einem gewaltigen Satz schoß es vorwärts. Der Reiter wandte unwillkürlich den Kopf, um die Ursache des Geräusches zu erspähen. Seine Blicke trafen Käthes Gesicht. Auch über seine Züge ging ein leichtes Erschrecken. Mit steil erhobenem Säbel grüßte er. Käthe dankte tief errötend und zog sich vom Fenster zurück.

„Kannst du den Offizier?“ fragte die alte Frau nengierig.

„Ja.“

„Woher kennst du ihn denn?“

„Ich habe ihn einmal gepflegt“, antwortete Käthe leise. Sie setzte sich an ihren Nähtisch. Der Faden fuhr knirschend durch die starre Seide ihrer Stickerei. „Es ist aber schon lange her, und ich wundere mich, daß er mich noch erkannte.“

Unten klapperten die Hufe der Pferde noch auf dem Pflaster, und ehe nicht der letzte Dragoner um die Ecke verschwunden war, ging die alte Frau Hartung nicht vom Fenster weg.

Sie kam in nächster Zeit überhaupt nicht viel von diesem Flecke fort. Es gab zu viel Interessantes jetzt immer zu sehen: Menschenaufläufe, vorüberjagende Dragoner, Prügeleien und Verhaftungen.

Käthe, welche bis jetzt leidenschaftlich für die armen, hrotlosen Arbeiter, Partei nahm, war auf einmal wie umgewandelt.

Hartung hatte keine Zeit, sich über ihren Gesinnungswechsel zu wundern. Die täglichen Schlägereien brachten viele Verletzte ins Krankenhaus, in dem auch noch einige seiner schwerkranken Patienten lagen. Er nahm sich daher kaum Zeit am Essen, sondern brachte mit Ausnahme seiner Sprechstunde fast den ganzen Tag im Krankenhause zu. Er bat Käthe wiederholt, nicht in jene Teile der Stadt zu gehen, in denen jeden Augenblick ein ernster Krawall entstehen könne. Käthe antwortete nicht darauf. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es sie jetzt gerade wieder dort hin, wie wenn sie befürchte, Retzow könnte dort in Gefahr geraten und sie müsse zu seiner Hilfe herbeieilen. Sie machte sich das natürlich nicht klar, aber dies Motiv lag ihrer Handlungsweise zugrunde. Außer flüchtigem Sehen, wenn er, wie es häufig geschah, durch ihre Straße ritt, hatte sie ihn noch nicht wieder gesehen.

Ein wolkenverhangener, blütenduftiger Frühlingsnachmittag lockte Käthe unwiderstehlich ins Freie. Ohne an ihres Mannes Bitte zu denken, schlug sie die Richtung nach dem Stadtviertel der streikenden Fabrikarbeiter ein. Das war der nächste Weg, um schnell zur Stadt hinaus in das kleine Wäldchen zu gelangen, über dessen schlanken Birken- und Buchenstämmen schon die ersten seidengrünen Blätter-schleier hingen. Vor den Türen der gleichmäßig aus roten Ziegelsteinen aufgeführten Häusern der Arbeiter lehnen die Leute mit verdrossenen Gesichtern. Die Arbeitsgewohnten empfanden schwer die Unsicherheit ihrer Lage.

Käthe blieb plötzlich entsetzt stehen! Sie sah, wie eine Frau laut scheltend aus einem der Häuser auf zwei harmlos spielende Kinder losstürzte und sie rauh am Arm in die Höhe riß. Wodurch die armen kleinen Wesen ihren Zorn reizten, blieb unerfindlich.

Jede Ungerechtigkeit empörte Käthe. Sie sprang ohne

Besinnen dazwischen und stellte sich schützend vor die Kinder.

„Schämen Sie sich nicht?“ fuhr sie die Frau an. „Wie können sie die armen Kinder so mißhandeln!“

In dem Augenblick, als sie der verdutzten Frau ins Gesicht sah, erkannte sie sie. Es war die Frau des kranken Huber, der sie damals das Geld geschenkt hatte.

Die Frau überließ sich nicht lange ihrem Staunen über die unerwartete Einmischung in ihre Familienangelegenheiten. Sie stemmte die Arme in die Hüften: „Was fällt Ihnen denn ein?“ rief sie. „Sie meinen wohl, weil Sie seidene Röcke tragen, dürfen Sie uns befehlen? Was kümmert Sie's ob ich den Balg da hane? Ist das etwa Ihr Kind? Nee. Na also, dann machen Sie, daß Sie weiter kommen!“

Käthe antwortete nicht. Sie beugte sich zu dem einen Kinde herunter, das sich aber scheu von ihr abwandte und sein Gesicht in dem Rock der Mutter versteckte.

Daß sie gar keine Antwort bekam, mußte die Frau noch mehr reizen. Sie schimpfte laut. Ein paar Nachbarinnen, die dazu kamen, halfen ihr.

„Ihr seid schuld“, schrie die Huber, „Ihr mit Euren seidenen Kleidern, die Ihr im Schmutz nachschleift, Ihr habt's zuwege gebracht, daß unsere Männer keine Arbeit mehr haben!“

Käthe hereute es, ihrem Manne nicht gefolgt zu haben. Nach Beistand suchend, sah sie sich um.

Ein eiliger, sporenklingender Tritt ertönte hinter ihr. Ein Offizier kam mit raschen Schritten herbei. Käthe wandte den Kopf zurück. „Ach, Herr von Retzow, — Sie sind es!“

Die beiden waren plötzlich allein.

„Kommen Sie mit mir!“ sagte Retzow kurz und nahm ihren Arm.

Käthe konnte ihm kaum folgen. Heftig atmend, stand sie endlich still. Sie waren am Rande des Wäldchens angelangt.

„Wie kann Ihr Mann Ihnen erlauben, jetzt allein in diese Gegend zu gehend!“ sagte Retzow. Sein Tan klang scharf. „Weiß er nicht, welchen Gefahren er Sie aussetzt?“

„Er hat mir oft gesagt, ich möchte es nicht tun“, gestand Käthe aufrichtig.

„Aber Sie kehren sich nicht daran?“ Retzow lachte kurz auf. „Sie scheinen keine sehr fügsame Frau geworden zu sein, Fräulein von Rochlitz — Pardon — ich weiß nicht einmal Ihren jetzigen Namen.“

„Wenn Sie wüßten, wie es mich anheimelt, mit meinem alten Namen und nicht Frau Doktor Hartung angeredet zu werden.“

„Sind Sie jetzt wenigstens durch Schaden klug geworden?“

„Wieso?“ In Käthes Augen lag eine unruhige Frage.

„Ich meine betreffs Ihres Ungehorsams.“

Sie warf den Kopf zurück. „Wie sagten Sie?“

„Ich würde meiner Frau jedenfalls die Lust vertreiben, gegen mein Verbot derartiges zu unternehmen“, fuhr Retzow energisch fort. „Aber auch Sie müssen Vernunft annehmen, gnädige Frau. Sie dürfen nicht mehr ohne Begleitung ausgehen, so lange die Unruhen dauern!“

Käthe sah ihn an. „Ich werde es nicht mehr tun, weil Sie es nicht wollen“, sagte sie leise.

„Das ist recht. Als Kranker mußte ich mich Ihren Anordnungen fügen — wissen Sie noch?“ Er schlug absichtlich einen leichten Ton an. „Jetzt bin ich hierher geschickt worden, um Ordnung zu stiften, also müssen auch Sie mir jetzt folgen.“

„Wie kommen Sie denn hierher? Sie standen doch bei den Husaren?“

„Ich bin als Rittmeister in mein jetzes Regiment versetzt worden. In Friedenszeiten muß man es sich gefallen lassen, auch einmal als Polizei verwendet zu werden.“

„Sie setzen sich jedenfalls Gefahren aus.“

„Kaum. Einen Stein an den Kopf kann man freilich von irgend einem Bengel bekommen. Die vernünftig denkenden älteren Arbeiter werden uns keine Veranlassung geben, gegen sie vorzugehen.“

Weltverein

Jedem nützlich! Keine Aufnahmegebühr!
Prospekte von der
Centrale des Weltvereins, München, Auenstr. 64, I.

Langsam ging sie neben ihm her durch den frühlinggrünen Wald.

Eine schwarzweiße Elster stieß ihren zänkischen Schrei aus. Flügelschlagend schwang sie sich zu der noch unbebauten Krone einer breitästigen Eiche.

Retzow drückte ein Auge zu und tat, als ob er zielte. „So — das wäre ein guter Schuß gewesen. Die läge jetzt unten im Gras. Uebrigens ist Ihr Dortmühl ein abscheulicher Ort, gnädige Frau, jedenfalls für einen Kavalleristen. Kein einziger Reitweg — alles Pflaster oder knüppelharte Chaussees.“

„In Ihrer Garnison ist das besser?“

„Das will ich meinen. Besonders in der letzten. Sand — Heide — weite Wälder mit stillen Seen. Im Herbst ritten wir Jagden bis tief in den Winter hinein.“

„Ach, eine Jagd reiten! Wenn ich das noch einmal tun könnte!“ Käthe breitete plötzlich die Arme aus. „Einmal wieder auf einem Pferd sitzen!“

„Den Wunsch kann ich Ihnen leicht erfüllen. Mein Walach geht gewiß ruhig unter einer Dame. Er ist wie jedes Tier fromm und verständig. — Ist die Pflegepassion jetzt vor der Reitpassion in den Hintergrund getreten?“

Käthe blieb stehen. Sie sah Retzow mit großen Augen ins Gesicht. „Ich kann nichts mehr von Kranken und Pflegen hören!“ sagte sie mit einem bemerklichen Schauder. „Seit meiner eigenen Krankheit ist mir das alles geradezu verhaßt. Ich habe einen unbezwinglichen Ekel davor. Ich könnte nur noch Menschen pflegen, die ich liebe.“

„Diese Leidenschaft hat also nicht lange vorgehalten?“

„Nein. Ich suchte — suchte nach Befriedigung — und griff nach dem Falschen. Das ist schon manchem so gegangen. Darum ist es nicht minder schwer zu ertragen.“

Er sah ernst vor sich hin. „Wie gern würde ich Ihnen helfen! Aber ich fürchte, wenn ich auch jetzt Ihr Verlangen nach einem Pferde befriedigen kann, später ist die Sehnsucht dann noch größer.“

„Ja, ja — das ist alles richtig. Aber ich bin wie jemand, der halb verdurstet ist, und der nur ein einziges Glas Wasser trinken soll. Er spart es auch nicht auf, er muß seinen Durst löschen.“

„Also gut. Wir wollen öfter mitsammen reiten, vorausgesetzt, daß Ihr Herr Gemahl nichts dagegen hat.“

„Er gönnt mir jede Freude.“

„Er ist also gut zu Ihnen? Vielleicht sogar zu gut?“ Ein halbes ernstes, halb zärtliches Lächeln spielte um seinen Mund.

Sie ging dicht an seiner Seite. Er konnte deutlich die langen, aufgebogenen Wimpern, den blühend roten Mund, das feingeschnittene Näschen sehen. Der weiche Frühlingswind wehte ihr das braune Haar in kleinen Locken um die Schläfen.

„Ja, viel zu gut!“ sagte Käthe. „Ich wollte er schlug mich. Das wäre barmherziger.“

Die letzten Worten stieß sie nur halblaut zwischen den Zähnen hervor, aber Retzow verstand sie trotzdem.

Eine jähe Röte flog über sein Gesicht. „Käthe warum haben Sie Ihr Leben so zugerichtet?“ fragte er ernst.

Sie nahm einen dünnen Ast, der sich in ihr langes Kleid verhakte, vom Boden auf und brach ihn mechanisch in lauter kleine Stücke. „Warum?“ sagte sie nach einer kleinen Weile. „Ja warum? In wie vielen öden Tagen und endlos langen Nächten hab ich mich das auch gefragt! Warum — warum? Ich weiß keine Antwort. Ich weiß nur, daß ich elend bin — grenzenlos elend!“ Sie blieb wieder stehen und sah ihn mit trostlosen Augen an. „Herr von Retzow — damals in Hannover — wir trafen uns einen Tag vor meiner Hochzeit — wissen Sie das noch?“

„Ob ich es weiß!“

„Damals habe ich immer noch auf ein Wunder gehofft. Ich glaubte — ich dachte, Sie würden dieses Wunder vollbringen!“

„Ich? Was konnte ich tun? Sie nahmen mir ja jede Möglichkeit dazu. Sie liefen von mir fort, um Ihren Bräutigam abzuholen. Sollte ich inzwischen treten und Sie ihm aus den Armen reißen? — Weiß Gott, am liebsten hätte ich es getan.“

„Nein, Sie konnten mir nicht helfen, ich weiß es wohl. Es war Wahnsinn, es zu denken — es zu hoffen.“

„Ein Wahnsinn war es, Sie diese Heirat schließen zu lassen!“ brauste er auf. „Wie konnten Ihre Eltern das zugeben?“

„Machen Sie meinen Eltern keinen Vorwurf. Die haben sich genug gestraußt. Aber ich wollte es nun einmal durchsetzen.“

„Weshalb?“

„Ich fühlte mich unbefriedigt zu Hause, und Hartung tat mir leid.“

„Er tat Ihnen leid! Schrecklich ist es, wie viel Unglück Mitleid am unrechten Fleck anrichtet.“

Käthe horchte auf. Ähnliches sagte auch Hartung kürzlich, als sie der Huber das Geld gab. Damals widersprach sie heftig. Retzows Worten glaubte sie. Ach, was hätte sie ihm nicht geglaubt!

„Daran ist nun nichts mehr zu ändern“, sagte sie nach längerem Stillschweigen ruhiger. „Erzählen Sie mir von Ihrem Leben.“

„Davon gibt's nicht viel zu berichten. Der Dienst füllt es aus — in der freien Zeit Jagd, Rennen — ich komme nicht viel zum Nachdenken. Das ist mir auch am liebsten.“

„Ihren Eltern geht es gut?“

„Ja, auch — meiner „kleinen Braut“. Sie ist eine glückliche Frau und Mutter.“

„Ach, hätten Sie das damals nicht gesagt!“ Käthe seufzte. „Vielleicht, ja wahrscheinlich wäre dann alles anders gekommen.“

„Sagen Sie das nicht. Das macht die Sache nur um so bitterer.“

„Sie haben gut reden!“

Sie gingen eine Weile stumm weiter durch die schmalen Waldwege. Unter dem braunen, halb vermoderten Laub blühten weiße Anemonen. Der Duft des Waldmeisters zog stark und süß durch die etwas regenfeuchte Luft.

„Ich bringe Sie nach Hause“, sagte Retzow. „Wenn Sie gestatten, komme ich morgen, um mich zu erkundigen, wie Ihnen der Schreck und der weite Spaziergang bekommen ist.“

„Nachmittag zwischen drei und fünf Uhr finden Sie mich zu Hause. Ich lade Sie nicht ein, bei uns zu essen, Denn —“

„Sie sind nicht sehr gastlich, gnädige Frau!“

„Ich glaube, in diesem Falle ist das die beste Gastfreundschaft. Oder hören Sie gern Krankheitsberichte und das Geschwätz einer alten, ungebildeten Frau?“

„Das klingt nicht sehr hübsch. Ich wollte, Sie sagten so etwas nicht.“

Käthe hörte den leisen Tadel in seiner Stimme. Sie schlug die Augen zu ihm auf. „Sie haben recht. Es ist häßlich — ich will es nicht wieder sagen.“

Er biß sich auf die Lippen, um die zärtlichen Worte, die aus ihrem Herzen emporstiegen, zurückzuhalten. Er liebte solche heißblütige, nervöse Frauennaturen. Wenn man die richtige Art fand, mit ihnen umzugehen, waren sie hingebend, weich und lenksam. — Arme, schöne, unbändige Käthe! Wäre sie doch in seine Hände gekommen! — Wie hatte man sie verwirrt, gehetzt, mißverstanden, bis sie in ihrer kopflosen Verzweiflung sich in diese unselige Ehe hineinstürzte! —

Es war dunkel, als sie Käthes Haus erreichten. Sie hatten nur noch gleichgültige Dinge gesprochen.

Vor der Haustüre blieb Retzow stehen.

„Hinauf kann ich Sie leider nicht bringen, um Sie Ihrem Gatten selbst zu übergeben, gnädige Frau“, sagte er mit etwas erzwungenem Lächeln. Er berührte ihre Hand leicht

mit den Lippen. „Ich muß schnell in mein Quartier. Von neun Uhr an haben alle Dragoner Befehl, sich zu Haus zu halten. Ich muß daher auch immer zu finden sein.“

„Gute Nacht“, sagte Käthe leise. „Ich danke Ihnen Herr von Retzow.“

„Wofür?“

„Für Ihre Hilfe, Ihre Begleitung — und für Ihren versprochenen Besuch morgen nachmittag. Den werden Sie doch nicht vergessen?“

„Nein, den werde ich ganz gewiß nicht vergessen.“

Käthe lief rasch die Treppen hinauf. Ganz außer Atem kam sie in ihrer Wohnung an.

12.

Käthe war am anderen Tag seltsam unruhig. Sie ging am Vormittag aus, um Einkäufe zu machen. Ganz beladen mit grünen Zweigen, einem großen Strauß gelber, eben aufgeblühter Tulpen kam sie zurück. Die Zweige wurden in hohen Vasen, die Blumen in perlmutterfarbenen schillernden Glasschalen untergebracht. Die lichtgelben Blüten leuchteten goldig, die Birken- und Buchenäste schimmerten maiengrün. Der eigenartige Frühlings schmuck idealisierte das Zimmer förmlich. Ihrem Mädchen befahl sie, wenn Herr von Retzow käme, ihn sofort in ihr Zimmer zu führen. Die übrigen langweiligen Räume brauchte er dann gar nicht zu sehen. Ihr Boudoir würde ihm gewiß gefallen.

Minna sah ihre Herrin erstaunt an. Warum mochte die sich heute so fein gemacht haben?

Käthe trug ihr neues Frühlingskleid allerdings zum erstenmale. Die weichen Falten des silbergrauen Stoffes fielen glatt an ihrer schlanken Gestalt nieder. Die zarte Farbe stand ihr vorzüglich zu ihren dunklen Haaren und Augen. Im Gürtel hingen ein paar blaßblille Veilchen. Sie schlug den Deckel des Flügels zurück und fing an zu spielen. Ganz leise, um ihre Schwiegermutter nicht aufzuwecken, ließ sie ein schwermütiges Notturmo seine zarte Klage durch das stille Zimmer hauchen.

Zuerst spielte sie nur, um die Zeit hinzubringen, aber bald nahm die Musik sie ganz gefangen, so daß sie sogar das Öffnen der Türe überhörte, die Minna hinter dem eintretenden Gast wieder schloß. Zu einer korrekten Anmeldung des Besuches ließ das Mädchen sich nicht herbei.

Herr von Retzow blieb stehen, um das Spiel nicht zu stören. Erst als der letzte Akkord wie eine traurige, ungelöste Frage verklang, trat er vor.

„Was treiben Sie denn noch alles für Künste im Verborgenen, gnädige Frau?“ fragte er rasch.

Er schlug absichtlich einen leichten Ton an, um ihr über die begreifliche Verlegenheit fortzuhelfen. Ihr schwermütiges Gespräch von gestern abend mochte ihr sonst wohl ins Gedächtnis kommen und sie befangen machen.

Ihr Gesicht glühte bei seinem Anblick. „Ah — Herr von Retzow!“ Sie hielt ihm in ihrer impulsiven Art beide Hände hin.

„Ich kam, um unsere beabsichtigten Ausritte zu bereden,“ sagte Retzow und trat zu Käthe, die gedankenlos die lichtgrünen Birkenzweige aus der Glasvase zog.

„Sie wollen wirklich mit mir reiten?“

Eine so lebhafteste Freude strahlte ihn aus ihren Augen an, daß es ihm seltsam heiß und doch wieder beklommen ums Herz wurde.

Wohin sollte das führen?

Er merkte nur zu gut, welche Macht er über ihre leidenschaftliche Natur ausübte. Sie würde den Weg mitgehen, den er einschlug. Dies Bewußtsein legte ihm eine schwere Verantwortung auf.

Er hörte kaum, was sie ihm von ihrem Damensattel erzählte, er sah nur das bewegliche Mienenspiel ihrer ausdrucksvollen Züge, die raschen Bewegungen ihrer biegsamen Gestalt in dem weich anschmiegenden Stoff.

Wie immer, wenn Menschen aus einer Gesellschaftsklasse zusammen sind, fanden sie im Lauf der Unterhaltung eine Menge gemeinsamer Beziehungen heraus.

Doktor Hartung, der heute ausnahmsweise früh im Krankenbause fertig wurde, war nicht wenig überrascht, als

„Wien West“ Blätter für Heimatkunde erscheinen acht mal jährlich. Pränumeration 2 Franken 50 cs. Probe Nummern unentgeltlich. desgleichen Auskünfte über Wien gegen Rückporto. Adr. **Wien West in Wien XIII. 5. Bahnhofstrasse 22**

Minna ihm berichtete, ein Offizier sei zu Besuch bei der Frau Doktor.

„Seit wann denn?“

„Schon seit über einer Stunde.“

Etwas neugierig gemacht durch Minnas wichtige Miene betrat er das Zimmer seiner Frau.

Unwillkürlich blieb er überrascht in der Tür stehen. Er hätte selbst nicht zu sagen vermocht, woran es lag, daß das Zimmer und Käthe selbst ihm so anders wie sonst erschien. Auf den goldgelben Tulpen, über den lichtgrünen Laubzweigen zitterten die Strahlen der Nachmittagssonne. Käthe lag in ihren Stuhl zurückgelehnt, ihr helles Kleid zeichnete sich scharf von dem dunklen Samt der Möbel ab, ihr Mund lachte, ihre Augen strahlten. Retzow saß ihr gegenüber und erzählte etwas, dem Käthe aufmerksam lauschte.

An dem Aschbecher auf einem kleinen Tisch neben ihnen verglühten noch ein paar eben hineingeworfene Zigaretten. Der Geruch der Blumen, des türkischen Tabaks lag in der Luft.

Retzow bemerkte den Eintretenden zuerst. Er stand schnell auf und stellte sich dem Hausherrn vor.

Käthe schien wie aus einem Traum zu erwachen. Sie hörte den höflichen Redensarten, die die Herren wechselten, zu, ohne sich an dem Gespräch weiter zu beteiligen. Nur einmal, als der Doktor den Gast als Rittmeister anredete, zuckten ihre Augenbraunen ungeduldig.

Schon halb zwischen Tür und Angel brachte Retzow noch die Reitidee zur Sprache, von der Hartung jedoch nicht sonderlich erbaut zu sein schien.

„Meine Frau ist sehr lange nicht geritten“, wandte er ein. „Ich weiß nicht, ob es ihr zuträglich sein wird.“

„Ach, ich werde erst wieder gesund, wenn ich auf einem Pferd gegessen habe!“ fiel Käthe ein. „Mach mir nur keine Schwierigkeiten.“

Ihren bittenden Blicken konnte Hartung natürlich nicht widerstehen. „Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Rittmeister. Wenn Sie also wirklich meinen, daß Ihr Pferd als Damenpferd geht, so —“

„Die Garantie übernehme ich!“ versicherte Retzow eifrig. „Gnädige Frau, morgen um 3 Uhr bin ich mit den Pferden hier. Den Sattel lasse ich heute noch holen, um zu sehen, ob er auch gut liegt.“

Hartung begleitete den Gast höflich hinaus. Als er wieder ins Zimmer trat, stand Käthe noch auf demselben Fleck.

Sie kam ihm heute so fremd vor in ihrem hellen eleganten Kleid, ihrer stolzen Haltung. Er legte den Arm um ihre Taille und küßte sie.

Sie duldete den Kuß, ohne ihn zurückzugeben. Der leichte Karbolgeruch seiner Hand, die er unter ihr Kinn legte, widerte sie an. Was er überhaupt für häßliche breite Finger hatte, die Nägel so kurz verschnitten!

Unwillkürlich dachte sie an die schmale, schön geformte Hand Retzows. Ein zitternder Seufzer kam über ihre Lippen. an „Warum redest du Herrn von Retzow mit „Rittmeister“ an?“ fragte sie plötzlich unvermittelt.

„Er nannte mich ja auch Herr Doktor“, antwortete Hartung harmlos.

„Das ist etwas anderes.“

„Warum denn?“

„Weil —“ Käthe stockte. „Jedenfalls ist es nicht üblich, in Gesellschaft jemand bei seiner Charge anzureden“, fuhr sie hastig fort.

„Nun, dann kann ich ja ein andermal „Herr von Retzow“ sagen. — Hat der Rittmeister viel in Lukow bei deinen Eltern verkehrt?“

„Nein — nur mein Bruder Bodo kennt ihn.“

„Und deshalb macht er uns seinen Besuch und will mit dir reiten?“

„Nein — darum nicht.“ Sie schob die Blumenschale auf dem Tisch bald hier-, bald dorthin. Ihre fahigen Bewegungen vielen Hartung auf. „Ich habe Retzow im Marienstift gepflegt“, sagte sie endlich leise und rasch. „Deshalb hielt er es wohl für höflich, uns einen Besuch zu machen.“

„Woher wußte er denn, daß du hier lebst?“

Käthe lachte ungeduldig. „Ich traf ihn gestern zufällig. Bist du nun zufrieden?“

„Wenn du mit ihm reitest, so mußt du ihn auch einmal einladen“, entgegnete Hartung. „Das geht nicht anders.“

„Gut. Ganz, wie du willst.“

Käthe ging unter irgendeinem Vorwand nach der Küche. Das Gespräch schien ihr peinlich zu sein. Hartung sah ihr kopfschüttelnd nach.

Aber auch fernerhin fand er noch häufig Veranlassung, sich über seine Frau zu wundern. Käthes Stimmung war sehr wechselnd, bald überaus angeregt und heiter, dann wieder tief melancholisch.

Täglich um drei Uhr holte Retzow sie zum Ausritt ab. Von diesen Ritten kam sie immer mit so glänzenden Augen und rosigen Wangen wieder, daß Hartung nicht das Herz hatte, ihr das Vergnügen zu stören, obgleich er sehr bald bemerken mußte, daß sowohl an seinem Stammtische wie im Krankenhause, ja sehr bald in der ganzen Stadt über diese Ritte gesprochen wurde.

Die nach Dortmühl kommandierten Offiziere bildeten den Gegenstand regsten Interesses. In welchen Häusern und Hotels die Offiziere verkehrten, was sie taten und trieben, alles wurde besprochen, kritisiert, bewundert, verurteilt — je nach Geschmack, Gut- oder Böswilligkeit der Beobachter.

Daß Käthe, die natürlich von allen, die sie kannten oder auch nicht kannten, für schrecklich hochmütig verschrien wurde, die einzige Dame war, in deren Haus die Offiziere viel verkehrten — denn die Leutnants von Retzows Schwadron folgten sofort seinem Beispiel und machten alle bei Hartungs Besuch — das erregte natürlich viel böses Blut. Besonders, da die Herren bei dem Bürgermeister und allen Honoratioren der Stadt nur Karten abgaben, ohne den Versuch zu machen, nähere Beziehungen anzuknüpfen, während sie bei Hartung, der noch nicht einmal Chefarzt war, mindestens zweimal in der Woche ihren Tee tranken.

Käthe war zu taktvoll, um bei diesem zwanglosen Verkehr ihrem bescheidenen Haushalt einen eleganteren Anstrich geben zu wollen. Minna stellte alles zurecht, Käthe goß Tee ein und bediente ihre Gäste selber. Die alte Frau Hartung, ganz eingeschüchtert über den vornehmen Besuch, tat den Mund kaum auf. Auch Hartung sprach nicht mehr, wie die Höflichkeit als Hausherr erforderte.

Zwischen Käthe und den jungen Offizieren riß dagegen die Unterhaltung nicht ab. Nach dem einfachen Essen saßen alle in ihrem Boudoir, rauchten und hörten dem temperamentvollen Spiel der Hausfrau zu. Jeder fühlte sich augenscheinlich sehr behaglich, den Hausherrn vergaß man beinahe ein bißchen und die alte Frau, die still in ihrer Ecke strickte, gänzlich.

Hartung kam es so vor, als ob seine Frau immer weiter von ihm fort und in ihr altes Leben zurückglitte, ohne, daß er ihr folgen oder sie zurückhalten konnte. Gern hätte er den Verkehr mit den Offizieren wieder abgebrochen, aber er wußte nicht, wie er das ohne Unhöflichkeit fertigbringen sollte, und tröstete sich mit dem Gedanken, daß würde.

mit dem Abmarsch der Dragoner bald alles zu Ende sein. Das konnte nicht mehr lange, höchstens noch drei Wochen dauern.

Die Damenwelt Dortmühls ließ daher ihren Vätern und Gatten keine Ruhe, einmal wollten sie doch auch die enteressanten Offiziere kennen lernen. Gehörten denn die der hochmütigen Frau Doktor Hartung allein? Sollte nur die ihr Vergnügen von dem jetzt völlig beigelegten Streik haben?

Der „Harmonieball“ der Kasinogesellschaft, bei dem zwar

nie Harmonie herrschte, war bisher der Unruhen wegen hinausgeschoben worden, aber jetzt zum Schluß des Kommandos sollte und mußte er noch abgehalten werden, und nach vielem Hin und Her gingen wirklich die Aufforderungen zu dem geplanten Fest herum.

Auf Käthes Wunsch sagte auch Hartung sein und ihr Erscheinen zu. Daß seine junge Frau gern einmal tanzen wollte, war ja begreiflich, und in der angenehmen Aussicht, sie bald wieder ganz für sich allein zu haben, wollte ihr Hartung nicht die Freude verderben, obgleich er mit Recht befürchtete, daß Käthes Schönheit und Eleganz, vor allem ihr vieles Tanzen mit den ihr jetzt so gut bekannten Offizieren ihr viele Neider und Feindinnen erwerben würde. Die Familie seines Chefarztes namentlich, die aus einer grämlichen Mutter und vier grundhäßlichen Töchtern bestand, sah das gewiß höchst ungern. Der Sanitätsrat hatte ihm schon einigemal Andeutungen über das viele Reiten seiner jungen Frau gemacht, die man nicht gut auf ein kollegiales Interesse an der Gesundheit Käthes schieben konnte.

Käthe selbst wußte nichts von dem Neid, den sie erweckte, und wenn sie es gewußt hätte, sie würde sich auch nicht viel darum gekümmert haben.

„Viel Feind“ — viel Ehr! — Das ist mein Wahlspruch“, versicherte sie übermütig, als Hartung ihr vor dem Ball einige Andeutungen machte.“

Seit Jahren hatte sie nicht mehr getanzt, weil „dieses frivole Vergnügen ihrer Denkungsart widerstand“ — und heute? Heute freute sie sich auf das Fest wie ein Backfisch auf seinen ersten Ball.

Ihre Toilette erforderte viel Nachdenken, Zeit und Geld. Dafür gelang sie aber auch wunderschön.

Sie lief heimlich öfter in ihr Schlafzimmer, in dem der ganze Staat ausgebreitet über den Betten lag, und freute sich an der schillernden weißen Seidengaze des Rockes, an den leuchtend roten Mohnblumenranken, die so graziös die Taille garnierten. Ein paar von den brennend roten Blüten wollte sie kranzförmig in ihr braunes Haar stecken.

Sie nahm die schmalen, weißseidenen Ballschuhe und drückte sie an sich. Sie wußte selber ganz genau, daß es nicht allein das Tanzen war, auf das sie sich so rasend freute.

Sich selbst konnte sie nicht belügen, obgleich ihr bei dieser Erkenntnis helle Schamröte in die Wangen stieg.

Auch die alte Frau Hartung regte die seltene Festlichkeit sehr auf. Sie bestand darauf, bei Käthes Anziehen zugegen sein zu wollen, was diese auch in einer Anwendung reuiger Freundlichkeit wirklich gestattete, trotzdem die vielen Ratschläge, Ansichten und unmodernen Äußerungen der alten Dame auch einen geduldigeren Menschen nervös gemacht hätten. Zum Schluß bewunderte die Schwiegermutter allerdings laut. In großem Bogen, um nicht auf die Schleppe zu treten, ging sie um die elegante Gestalt in dem schimmernden weißen Kleid herum.

„Zu schön!“ fand sie ihr Käthchen heute mit den roten Mohnblumen im Haar.

Hartung stimmte in die laute Bewunderung ein. Er sah seine Frau heute zum erstenmal in großer Toilette, denn an ihrem Hochzeitstage hatte sie nur ein sehr schlichtes, hohes weißes Kleid getragen. Die Schönheit ihrer zartgerundeten Arme, die graziöse Linie des Halses frappierten ihn.

Sie ließ ihm aber nicht lange Zeit zum Staunen. Hastig nahm sie ihr weißes, pelzgefüttertes Cape um. „Es ist schon spät — wir müssen fahren!“ meinte sie hastig.

Der Doktor folgte ihr, nachdem er dem Mädchen noch genau die Adresse, wo er zu finden sei, aufgeschrieben hatte für den Fall, daß ein Patient nach ihm schicken sollte.

Der Kasinosaal strahlte im Festglanz neu aufgestellter Lichter am Kronleuchter, ausgestaubter roter Wollgardinen vor den Fenstern und blank gewichster Dielen.

In einer Ecke, hinter einer Epheuwand, saß die Musikkapelle und schmettete die sehnsüchtigsten Walzerklänge.

Retzow und seine Kameraden kamen sofort auf Hartungs

Wer heiratet

19jhr. Bürgerstocht., einz. Kind, 100,000 21jähr. Frln 150,000 Vm.? Viele hundert and. verm. Damen! Herren, wenn a. ohn. Verm., bei den rasche Heir. mögl., w. s. meld. L. Schlesinger, Berlin, 18.

zu, um Käthe zu engagieren oder ihr schon versprochene Tänze ins Gedächtnis zu rufen.

Hartung stellte Käthe schnell erst einigen Frauen seiner Kollegen von sich wechselte aber nur ein paar flüchtige Worte mit den Damen. Dann kam schon der Rittmeister, um sie zum Tanz abzuholen.

Einige Minuten stand Hartung und sah dem Tanzen zu. Es war leicht, zwischen den schwarzen Fracks und bunten Toiletten die hellblaue Uniform Retzows und Käthes weißes Kleid im Auge zu behalten. Wie schön die beiden tanzten! Sie schienen kein Ende finden zu können.

Hartung fuhr erschrocken aus seinen Gedanken auf. Der Sanitätsrat klopfte ihm auf die Schulter und verwickelte ihn sofort in ein Gespräch, das sogar hier im Ballsaal von Fachausdrücken wimmelte und daher allen übrigen unverständlich bleiben mußte. Hartung sah nur noch, wie Käthe am Arme ihres Tänzers ein paarmal hin und her ging. Als er sich endlich vom Sanitätsrat losmachen konnte, war sie verschwunden.

Aber er schämte sich, gewissermaßen hinter ihr her zu spionieren. Es ist ja ganz natürlich, daß sie am liebsten mit den Offizieren tanzt, beschwichtigte er sich selber. Die übrigen Anwesenden dachten aber keineswegs so nachsichtig wie der Gatte. Es war gut, daß Käthe es nicht hören konnte, wie man ihre „auffallende Toilette, ihr kokettes Benehmen“ in allen Tönen durchhechelte.

Da Hartung nicht tanzte, wurde er sehr bald an einen Whisttisch im Rauchzimmer gesetzt mit mehreren gelangweilten Ballvätern zusammen, die bei Bier und Zigarren Trost suchten. Im allgemeinen spielte Hartung gern eine Partie, aber heute quälte ihn eine merkwürdige Unruhe. Immer wieder sah er die beiden schlanken Gestalten zusammen tanzen, er sah weltentrückten Ausdruck im Gesicht seiner Frau, des Rittmeisters Augen, mit denen er sie ansah. Er vergab in seiner Zerstreuung den besten Stich zur Entrüstung seines Partners.

Der Ball ging unterdessen fröhlich weiter. Die Ballmütter klagten über Hitze und Staub, sahen aber trotzdem mit großem Interesse weiter zu. Alle steckten die Köpfe zusammen, wenn Käthe, stets im Arm eines blauen Reiters, vorbeiwirbelte.

„Sio müssen ja schon todmüde sein, gnädige Frau!“ sagte endlich Retzow. Er trat zu Käthe, die gerade eine Extratour mit einem der Leutnants beendete.

„Müde bin ich gar nicht. Es ist zu schön heute. Wie lange habe ich nicht getanzt!“ antwortete Käthe heiter.

Ihr schmaler Fuß klopfte den Takt zur Musik. Er verstand den bittenden Blick ihrer Augen. Mit einer leichten Verbeugung legte er den Arm um sie.

„Käthe!“ sagte Retzow plötzlich leise.

Er hörte auf zu tanzen, gab sie aber nicht frei, sondern zog ihren Arm durch den seinen und führte sie zu der ein paar Zimmer vom Tanzsaal entfernt liegenden überdeckten Veranda, auf der zwischen Oeleander- und Lorbeerkübeln die Bukette zum heutigen Kotillon auf pyramidenförmigen Drahtgestellen prangten.

Ein paar Sekunden standen sie sich stumm gegenüber.

„Werden wir morgen wieder reiten?“ fragte Käthe endlich. Die Stille zwischen ihnen wurde drückend. Sie zupfte gedankenlos an den hartgrünen Blättern des Oleanders.

Retzow schwieg.

Sie wiederholte ihre Frage. Es klang fast wie eine schüchterne Bitte.

„Wohin soll das führen?“ sagte er endlich finster. „Wohin treiben wir? — Käthe — wir wissen beide, was das Ende sein muß.“

Sie wich einen Schritt von ihm zurück. Ueber ihre erblaßten Lippen kam kein Laut.

„Sehen Sie mich nicht so entsetzt an!“ fuhr er fort. „Sie haben kein Kind mehr — und ich — habe Sie geliebt seit jener Stunde, da Sie mich zuerst als Todwunden im Arm gehalten. Doch wurden Sie Hartungs Frau!“

Sie sah in sein schönes, düsteres Gesicht. Eine wilde Angst schnürte ihr das Herz zusammen.

Retzow fuhr fort: „So geht es nicht weiter. Wir können uns nicht mehr sehen wie bisher. Die Ritte müssen unterbleiben. Irgend ein Vorwand ist schnell erdacht. Wir dürfen den Menschen keine Veranlassung zum Lästern, Hartung keinen Grund sich zu beklagen geben. Und Sie müssen nun versuchen, aus Ihrer seelischen Verwirrung sich zu befreien. Vielleicht ist es das beste, wenn Sie für kurze Zeit in Ihr Elternhaus zurückkehren, wohin Ihnen Ihr Gatte mit einem Urlaub folgen könnte. In der Ihnen vertrauten Atmosphäre werden Sie wiederfinden, was Sie jetzt zu verlieren drohen.“

Damit führte er die Schweigende wieder in den Saal zurück.

Im Saal ging Käthe gerade auf den erhöhten Sitz der Ballmütter los und setzte sich zu aller Erstaunen zu ihnen. Sie behauptete zu müde zu sein, um den Kotillon tanzen zu können. Mit starren Augen, ohne etwas wahrzunehmen, sah sie auf die vorübergehenden Paare.

Sie sah, in ihre Gedanken vertieft, ihrem Mann ganz geistesabwesend ins Gesicht, als er plötzlich neben ihr stand und ihre Schulter mit der Hand berührte, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen.

Sie hatte sein Kommen, trotzdem er durch den langen Saal direkt auf sie zusteuerte, gar nicht gesehen.

„Käthe, wäre es dir ein großes Opfer, jetzt mit mir nach Hause zu fahren?“ bat Hartung.

„Jetzt schon nach Hause? — Weshalb?“ fragte sie erstaunt.

„Ich bin zu einem Kranken gerufen worden und möchte dich nicht gern hier allein lassen.“

„Jetzt noch zu einem Kranken? Warum kann ich denn nicht später nachfahren? Du bleibst ja doch nicht zu Hause, wenn du jetzt noch zu einem Kranken gehen mußt.“

Hartungs Ton klang so ernst, daß Käthe ihn erschrocken ansah. Sie stand auf und nahm seinen Arm.

„Wir wollen kein Aufsehen erregen, sondern leise verschwinden,“ bat er.

Käthe zögerte.

„Komm!“ drängte Hartung. Sein Benehmen erschien ihr rätselhaft. Vielleicht hatte man ihm irgendeinen Klatsch zugetragen. Er war eifersüchtig, wollte ihr weiteres Tanzen mit Retzow verhindern, vielleicht ihr zu Hause Vorwürfe machen.

Doch seinen Vorwürfen konnte sie eher begegnen, wie seinen Bitten.

Daß sie so fügsam mit fortging, wunderte und rührte Hartung. Er nahm ihre Hand, als sie im Wagen saßen, und behielt sie zwischen seinen Fingern. Er wußte, wie schwer die Nachricht, die er ihr mitteilen mußte, sie treffen würde.

Zu Hause angelangt, schickte er das verschlafene Mädchen hinaus und zündete selbst die Lampe in Käthes Stube an. Sie stand halb von ihm abgewendet und streifte ihre längen Handschuhe ab.

„Käthe — ich habe dich belogen!“ sagte Hartung. Er setzte die Lampe auf den Schreibtisch. Das Licht fiel hell auf ihr schönes, nach der Erhitzung des Tanzens jetzt sehr blaßes Gesicht.

„Du hast mich belogen? Wieso?“

Sie hörte und begriff kaum, was er sprach, denn ihre Gedanken waren ganz wo anders.

„Man holt mich nicht zu einem Kranken, aber —“

„Aber du wolltest, ich sollte nicht mehr tanzen? Man lästerte wahrscheinlich über mich? Der Herr Sanitätsrat hat dir etwas eingeredet?“ fuhr Käthe auf.

„Ich würde es niemand erlauben, etwas über dich zu sagen. Das könntest du wohl wissen. Auch das ich dir jedes Vergnügen von Herzen gönne, weißt du.“

Fortsetzung folgt.